


**Portrait**



Maria Bosse-Sporleder, die Frau mit drei Heimatn und fünf Koffern, inspiriert uns zum Schreiben und Philosophieren. ►► Seite 3


**Mut**



Mut und Angst im globalen Kontext und in Deutschland nach der Wahl, ein falscher Sorgenonkel und »German Angst«. ►► Seiten 4–15


**Schreibwerkstatt**

Junge Migrantinnen schreiben über Fußball, Gleichheit, Frieden und Freundschaft. ►► Seiten 16–17



**Kultur**

Gedanken über Freundschaft, ein InOrt für Veganer, wandernde Nüsse und Elena Petrowna Fischer. ►► Seiten 20–23




▲ Freiburgs »Neue Mitte«. Vielfalt, Begegnungen und mutige Luftsprünge im öffentlichen Raum

Foto: kwasibanane

Drąsa zomalli Mut Courage Храбрость 勇氣  
 Сміливість Fortitudo Valor 용기 Coraggio Coraje Cesaret  
 Hugrekki Schneid Coratge θάρρος Traute ԽոճճԻՅՈՒ rohkeus

»Ich habe Angst« – das höre ich immer häufiger. Ist das kein bisschen peinlich? Ist Tapferkeit keine Tugend mehr? Soziologen und Politikwissenschaftler zeichnen das Bild des Deutschen als *Angst-Weltmeister*. Begriffe wie *Angstspirale* und die Vorstellung, dass die Welt immer schlechter wird, sind im Trend. Dabei geht es uns gar nicht so schlecht: In den letzten Jahrzehnten ist der Lebensstandard gestiegen, Menschen leben länger und gesünder, bleiben länger jung, die Arbeitslosigkeit in Europa nimmt rapide ab...

»Vielleicht brauchen Menschen echte Herausforderung, um das Fürchten wieder zu verlernen«, meint Matthias Horx, deutscher Trend- und Zukunftsforscher. Ein Grund für Pessimismus und Ängstlichkeit ist »ein mentaler Wohlfühl- und Ängstlichkeits-Effekt: Je komfortabler man lebt, desto mehr fürchtet man sich.« Dazu kommt »eine Art hysterischen Infektion, die durch die Überhitzung der medialen Sphäre entsteht«, weil man »durch Angst, Alarm, Zuspitzung, Übertreibung – und irgendwann Lügen« am leichtesten Aufmerksamkeit erregen kann.

Manchmal sind es weder Angst noch Furcht, zwischen denen Philosophen unterscheiden, sondern Aggression und Hass: Darum geht es in unseren Nach-der-Wahl-Artikeln und im Essay über die *Ruhe der Ängstlichen*. Es gibt also eine echte Herausforderung: In Europa etabliert sich immer mehr ein Typus nationalistischer und autoritärer Politiker, vor denen einige von uns weg gelaufen sind. Immer häufiger finden xenophobe Ideen am Küchentisch, bei einer gemütlichen Zugfahrt, bei Nachbarn, Verwandten oder

Freunden unerwarteten Widerhall. Es ist Zeit, statt Anpassungsfähigkeit Mut zu entwickeln. Wie das geht, zeigen unsere Autor\*innen nicht nur in unserem Schwerpunktthema, sondern auch auf den anderen Seiten. Sehr viele von ihnen sind jung, es wird ihre Zukunft sein und sie wollen keine mit Gehirnwäsche und Propaganda. Alle Absolvent\*innen der letztjährigen *InZeitungs-Werkstatt* arbeiten weiter in den Medien. Dort können sie gegen »Überhitzung« Mut, Zuversicht und Solidarität aufbringen.





Aus dem MMB

## Frauen für Frauen

### Für Integration in den Arbeitsmarkt

Von Olena Neumann  
und Nora Quevedo-Maier

Vor allem für Frauen ist der Zugang zu einer beruflichen Tätigkeit oftmals mit großen Hürden verbunden.

Im September startete ein Kooperationsprojekt zwischen dem Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg, dem Amt für Migration und Integration der Stadt Freiburg und DaMigra e.V./MUT-Projekt Standort Freiburg mit dem Ziel, Migrantinnen auf ihrem beruflichen Weg zu unterstützen. Dies soll mit Hilfe von ehrenamtlichen Begleiterinnen erfolgen, die an zwei Qualifizierungsabenden fortgebildet wurden.

Am ersten Abend der Qualifizierung erhielten die Ehrenamtlichen einen Überblick sowohl über die Aufgaben, Struktur und Arbeitsweise des Kompetenz-Centers für Arbeitsmarktintegration, als auch über Bildungs- und Beratungsangebote in Freiburg. Am zweiten Abend findet zudem das erste Treffen der Projektteilnehmerinnen mit Begleiterinnen statt. Sie werden die Projektteilnehmerinnen zu den Beratungsterminen (z.B. zur Anerkennungsberatungsstelle oder zur Agentur für Arbeit) begleiten und bei Bewerbungen unterstützen. Für diese Tätigkeit erhalten die Begleiterinnen eine kleine Aufwandsentschädigung.

► Infos zum Projekt und zu Anmeldungen als Begleiterin oder Teilnehmerin: bei Yvonne Eckenbach und Antje Reinhard, Amt für Migration und Integration, Abteilerung 2, migration@stadt.freiburg.de



In eigener Sache

## Wer sucht, der findet

Am 14. 11. um 10:05 wird im SWR2-Tandem das Feature *Die nächsten Europäer* von Viktoria Balon mit den Portraits der InZ-AutorInnen Murat Küçük und Lin Jun gesendet.

► [www.swr.de/swr2/programm/sendungen/tandem/](http://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/tandem/)

Außerdem ist noch immer online hörbar das Radiofeature von Andrea Edler über die InZeitung:

► Suchen nach »Sind Vorurteile eigentlich typisch?« im SWR-Podcast: [www.swr.de/swr2](http://www.swr.de/swr2)

## Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ Ich hab erstmalig die InZeitung21 gelesen. Fazit: Interessant, schön zu lesen, bereichernd! Danke!

Stephan Heider, ÖDP, Heider-Kober-Stiftung

■ Vielen Dank für das Interview mit Herrn Theweleit; möge es von vielen Menschen gelesen und verstanden werden!

Matthias Schmidt, NABU Freiburg

Zu InOrt »Italienischer Kaffee und englischer Humor«: Das Strass-Café in der oberen Altstadt, INZ21

■ Ich habe US Modeschmuck in meinem Geschäft angeboten lange bevor das Strass-Café ihn hatte. Bin auch nach Deutschland – wie Martin Craven, den ich gut kenne – durch

die Liebe gekommen ... Ein Freiburger hat mich aus Australien hierher transplantiert ... Ich war die erste, die diese Art von Schmuck nach Deutschland brachte. Bakelit? Galalith? Celluloid? Keiner wusste, dass auch Schmuck aus solchen Materialien gemacht wurde ...

Im Deutschland der 30er und 40er Jahre herrschte ein Regime, das die Frauen lieber ungeschmückt und ungeschminkt sah ... Derweil emigrierten zahllose jüdische Goldschmiede nach Amerika und fanden Arbeit in den Modeschmuckateliers ... Später gründeten sie ihre eigenen Firmen – Cora, Weiss, Kramer, Trifari etc. Es ist eine interessante Geschichte, sehr facettiert ...

Maureen Winterhager, ETCCETERA – Hüte & Schmuck Fischerau 12

■ Habe soeben die Sendung über die InZeitung im SWR gehört und bin begeistert! Das Verständnis für das Anders-Sein aufgrund kultureller Unterschiede wächst nur durch den persönlichen Kontakt zwischen Menschen.

I. Schick



Foto: kwasibanane

Kaffee & Kunst  
IM EVANGELISCHEN STIFT FREIBURG

## BEGEGNUNGEN



Von Susanne Einfeld

Wenn ein türkisch-alevitischer Schriftsteller seinen gefühl- und humorvollen Text über deutsche Schlager vorliest und unter anderem ein arabisches Liebeslied vorsingt ... Wenn ein älterer Herr seine sonore Stimme erklingen lässt, um alte Schlager wieder zum Leben zu erwecken ... Wenn ein nepalesischer Dichter und Dozent Fotografien mit poetischen Geschichten ummalt und eine Journalistin vom Aussterben be-

drohte Wörter wie *Aussteuer* und *Wahlscheibe* präsentiert, so sind dies alles Begegnungen. Sie fanden in der Cafeteria in der Senioren-Pflegeeinrichtung *Haus Schloßberg* statt – anlässlich der Festsage der Fotoausstellung *Begegnungen* von Reinhardt Jacoby und Alexandra Haneka. Die Begegnungsstätte des Evangelischen Stifts hatte in Kooperation mit der InZeitung das Event organisiert, für die Bewohner\*innen, aber auch für alle anderen, die Vielfalt betrachten und hören wollten.

Das Evangelische Stift Freiburg verfolgt einen inklusiven Ansatz. So bietet es geflüchteten Menschen Ausbildungsmöglichkeiten oder integriert eine Krabbelgruppe in das Seniorenwohnheim. Auch haben Auszubildende die Möglichkeit kultursensible Pflege vor Ort zu erfahren, im Austausch mit Rumänien, Polen und der Schweiz.

Das Stift öffnet sich mit unterschiedlichen künstlerischen Veranstaltungen für Nachbarschaft und Freiburger jeden Alters. Momentan findet in der Cafeteria die dritte Ausstellung statt: *Verborgene und Sichtbare*, moderne Malerei, ausgestellt von Annette Räss-Küchlin.

► [www.stift-freiburg.info](http://www.stift-freiburg.info)

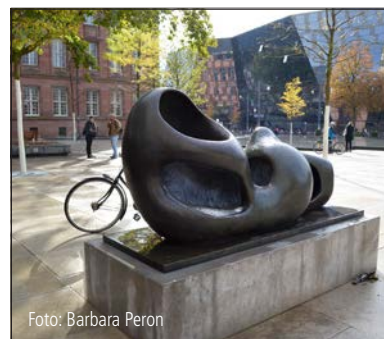


Foto: Barbara Peron

## Schlecht platziert

Von Viktoria Balon

Für den Straßenmusiker Eddie Punch ist die Figur vor dem KG II ein wichtiges und schönes Kunststück – aber am falschen Platz. Er ist Henry-Moore-Fan, seit er an einer Kunstschule in Irland dem Werk des englischen Bildhauers begegnete.

Von dieser Skulptur befinden sich sechs Exemplare in Modern Art Museen: in Virginia, Buenos Aires, Rom, Tel Aviv, Madrid und – in Freiburg! »Das ist der am schlechtesten platzierte Henry Moore der Welt! Fahrräder werden hier angelehnt, überall liegen Zigarettenkippen, es gibt keine Tafel.« Auch die Entstehungsgeschichte fehlt: Henry Moore machte 1942 in London U-Bahn Skizzen von vor deutschen Luftangriffen geflüchteten Menschen. Die Figur einer Frau, die dort schläft, hat er 1952 als Plastik verarbeitet und sechs Stücke davon gegossen. »Sie sollte an einem anderen Platz fein ausgestellt werden, vielleicht von Sitzbänken geschützt und das sehr bald – bevor das KG II zur Baustelle wird.« Die Stadt beschäftigt sich gerade mit dem Siegesdenkmal, das die Kajo schmücken soll. Aber dieses sicher wertvollere Kunstwerk hier könnte nicht nur für Iren, Briten und ein paar Künstler, die sich auskennen, sondern auch für alle Freiburger ein etwas anderes Stadtsymbol werden.

Von Ketevan Bakhia

Sie liebt es, den Kursteilnehmern Stichwörter zum Einstieg zu geben: *Schreibt über »Rot« oder über »Mein erstes Mal ...« oder »Ein Punkt im Jahr sowieso«.* Sie hört zu mit ihrem innigen Lächeln auf den Lippen. Maria Bosse-Sporleder ist Dozentin an der VHS in Freiburg. Vor fünfundsiebzig Jahren läutete sie eine neue kreative Ära im Leben der Freiburger ein, die gerne schreiben. Maria, wie sie von ihren Kursteilnehmern genannt wird, ermöglichte Generationen von Frauen und Männern, dem Papier ihre Erinnerungen und Gefühle anzuvertrauen: bescheiden oder anspruchsvoll, kurz oder lang – Hauptsache persönlich.

Alles Schreiben entsteht für Maria aus dem Schatz des Selbst-Erlebten. Doch damit ein sprechender, intensiver Text daraus wird, scheut sie keine Mühe, in Schreibwerkstätten in denen am Text achtsam gearbeitet wird, die Magie der Sprache auszureizen.

Maria wollte einst über Rilke promovieren. Wenn sie über ihre wilden Jahre in den Schriftstellerkreisen redet, funkeln die Augen. Damals, als sie mit Anfang zwanzig mit kanadischem Pass und dem *Bachelor of Arts* im Koffer nach Deutschland kam, sah sie sich auf eine akademische Laufbahn zumarschieren. Das Jahr in Paris zum Studium kurz davor – kaum erwähnenswert, im Vergleich zu ihrem restlichen Lebensweg.

Die Nicht-Anerkennung der ausländischen Diplome, das allbekannte Problemthema vieler Migrant\*innen, bremste ihre Wünsche ab. Jedoch ließ sich die junge Frau ihr Vorhaben nicht abschminken. Sie steckte es vorläufig in die Handtasche und stürzte sich erst einmal in die große Liebe. So landete sie im Umfeld von *Gruppe 47*. »Einmal waren wir, ich und mein damaliger Freund, bei Günther Grass zum Abendessen eingeladen«, erzählt sie. »Er wollte uns etwas aus seinem neuen Roman lesen – einen Ausschnitt aus der *Blechtrommel*.« Auch Paul Celan, Ingeborg Bachmann erwähnt sie. Von ihrem Leben auf zwei Kontinenten und in sechs Ländern samt bewegenden Begegnungs- und Abschiedsgeschichten erzählt die Autorin in ihrem Buch *Im fünften Koffer ist das Meer*, das 2013 erschien. Die Lebensflüsse flossen und mündeten ins Meer. Das Blau-Grau zwischen Meer und Himmel ist die Farbe, die Maria in ihrem ersten Koffer aus der baltischen Landschaft mitnahm. Sie wurde in Reval (Tallinn), Estlands Hauptstadt, geboren. Das Mädchen war sieben, als sie im Zuge des geheimen Zusatzprotokolls zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffs-

pakt zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Mutter nach Poznań umgesiedelt wurde, in die Hauptstadt des Reichsgaus Wartheland, wo ihre große Wanderungsgeschichte begann. Privilegiert waren wir dort, sagt sie. Es sei nicht schön gewesen. Gar nicht schön ... Die Polen mussten ihre Häuser samt ihrer hübschen Möbel für die Deutschbalten räumen.

Maria sitzt auf dem Stuhl und lacht ihr verschmitztes Lachen, während wir über das Leben philosophieren.

nischer Übersetzung erschienen ist. Nach Estland fuhr sie erst wieder Ende der Sechziger. Zum ersten Mal wieder dorthin, wo sie schon hingehörte. Der heimische Geruch von Kiefern begrüßte sie dort und der breite Horizont des Geburtslandes. Maria Bosse-Sporleder beschreibt in ihrem Buch die Heimat-Entdeckungs-Erlebnisse. »Ich war der Augapfel von meinem Großvater väterlicherseits. Er, Enkel eines aus Deutschland nach Estland gewanderten Tischlers, ein strenger Herr,

Bären, Maria mit Fremdsprachen, Maria mit Verehrern und mit eigenen Träumen. In einem Lebenskapitel, das am Ende ihrer Zwanziger anbrach, begleitete Maria ihren damaligen Mann, einen Germanisten und ebenfalls Deutschbalten. Der Weg führte sie zuerst nach Finnland und dann wieder über Kanada nach Freiburg.

Zurzeit steht Maria vor der Entscheidung, ob sie in die Nähe einer ihrer drei Töchter und der Enkelin ziehen soll? Nein, nicht weg von Freiburg. Die Familiengründung ließ sie damals ihren Anker in Freiburg werfen. Als die Kinder aus dem Haus wa-



## Die Frau mit fünf Koffern

Maria Bosse-Sporleder kennt das Geheimnis der Meere

»Ich habe drei Heimaten.«  
Maria Bosse-Sporleder ist trotz ihrer vielen Wanderschaften bodenständig geblieben. Foto: Fabrizio Galuppi

ren, holte Maria aus der verstaubten Kiste das Garn mit der Verbindung zur Literatur und widmete sich einige Jahre dem Übersetzen literarischer Texte von Francis Ponge aus dem Französischen sowie aus Virginia Woolfs Tagebüchern und dem Roman *Die Wellen* aus dem Englischen – auch eine alte Geschichte in einer Biographie, die alles andere ist als tabellarisch.

Wie kann es sein, dass die Frau mit solch breitem und bewegtem Lebenspanorama den inneren Frieden behält?

Die Gegenwart rückt in trauriges Licht, als Maria davon spricht, wie sie vor Kurzem eine massive Tür hinter sich geschlossen hat: Sie hat mit den von ihr ins Leben gerufenen und für Jahrzehnte mit der VHS fest verwachsenen *Jahreswerkstätten* aufgehört. Nicht mit den Kursen *Biographisches Schreiben* und *Kurzgeschichten*. Es sind viele, die unter Marias vorsichtiger Führung einen Schlüssel zu den eigenen verschlossenen Räumen fanden. Maria vermisst diese Menschen jetzt schon.

»Die Heimat ist die erste Landschaft, die man erlebt hat«, zitiert Maria. »Ich habe drei Heimaten!« Dabei lächelt sie hell – und noch heller, als sie Estland erwähnt. »Erst als ich Estland wieder entdeckte, fühlte ich mich komplett.« Mir dämmert es, warum diese ehrenwerte Frau trotz ihrer vielen Wanderschaften bodenständig geblieben ist: Freiwilligkeit begleitete ihre Wege. Oder tut sie nur so? Ihr Lächeln behält das Geheimnis der Meere für sich.

mächtiger Kaufmann. Der nahm mich so wie ich war.«

Keine Spur trauriger Enttäuschung sickert durch die Wörter der vor mir sitzenden Autorin: Wie die Sporleders ihr Hab und Gut in der dunklen Nacht der Flucht des Jahres 1945 in Poznań ließen. Die kleine Familie kam nach West-Deutschland, Bad-Kissingen, kam im fremden Ahnenland an. Wenn ein Funke Melancholie zu spüren ist, dann über die Tatsache, dass sie nicht die musikalischen Gaben ihrer Mutter und deren Vaters – ein Opersänger – geerbt hat. Nein, ich hatte keine Idee, was ich werden wollte, sagt sie.

Der Vater, einst ein erfolgreicher Geschäftsmann, wollte den Flüchtlingstitel nur so kurz wie möglich tragen: Nach vier Jahren, Maria war 16 Jahre alt, wanderte die Familie nach Kanada zu seinem älteren Bruder aus: Maria in der Highschool, Maria mit





## Im Schwindel der Freiheit

Eine philosophische Betrachtung von Mut und Angst

Von Barbara Peron

Nicht Mut, sondern Angst scheint die Atmosphäre in Deutschland zu bestimmen – jedenfalls wenn es nach dem Soziologen Heinz Bude geht.

Sie wirke in allen gesellschaftlichen Bereichen, in Politik, Wirtschaft und Privatleben. »Das Gefühl kennt keine sozialen Grenzen; es eint Menschen, die sonst nicht viel gemein ha-

ben. Es ist häufig das Einzige, worüber sie miteinander reden können« – so schreibt der Soziologe Heinz Bude in seinem Buch *Gesellschaft der Angst* im Jahre 2014, also vor der sogenannten Flüchtlingskrise, die die Ängste der Menschen noch verstärkt zu haben scheint. Laut einer Umfrage der R+V-Versicherungsgruppe rangierten 2016 unter den größten Ängsten der Deutschen: Terrorismus (73%), politischer Extremismus (68%), Spannungen durch Zuzug von Ausländern (67%), Überforderung der Bevölkerung und der Behörden durch Flüchtlinge (66%), Kosten der EU-Schuldenkrise (65%), Überforderung der Politiker (65%), die Angst, im Alter ein Pflegefall zu werden (57%) (Quelle: Die Welt).

Dabei sind die hier genannten Ängste, philosophisch betrachtet, gar keine Formen der Angst, sondern vielmehr der Furcht. In der Philosophie wird nämlich seit Søren Kierkegaard zwischen Furcht und Angst unterschieden. Furcht richtet sich auf etwas Bestimmtes, auf ein bestimmtes Ereignis, wie z. B. einen Terroranschlag, und kann, zumindest theoretisch, über-

lichkeit in den Glauben mehr. Wie die meisten Menschen des 20. Jahrhunderts hat er den Glauben verloren. Für ihn ist die Angst eine Grundbefindlichkeit des Menschen; das heißt, sie konstituiert dessen Existenz. Das gilt auch für den französischen Philosophen Jean-Paul Sartre, der die Angst nicht als Hindernis für das Handeln sieht, sondern vielmehr als dessen Voraussetzung. So verbindet Sartre die Angst mit Engagement und Albert Camus sogar mit *Engagement solidaire* (Solidarität).

Diese philosophischen Interpretationen der Angst stehen im Widerspruch zum *Common Sense*, der die Angst als Hindernis für das Handeln versteht; man spricht von Angstlähmung, und das Handeln wird vielmehr mit deren Gegensatz, dem Mut, assoziiert, einem Wort, das vom Indoeuropäischen *mo* stammt und *sich mühen, starken Willens sein, heftig nach etwas streben* bedeutet. Mut gilt als eine Charaktereigenschaft, die dazu befähigt, sich gegen Widerstand und Gefahren für eine als richtig und notwendig erkannte Sache einzusetzen. Mut gilt als Antriebsfaktor, Angst als Bremsfaktor. Mut erfordert dennoch die Entschlusskraft, nach sorgfältigem Abwägen etwas Gefährliches zu tun oder aber zu verweigern – sonst wird er zum Übermut.

Im Fall der Entscheidung zu aktivem Handeln kämpft der Mutige, um ein Recht durchzusetzen, um eine gefährliche Situation zu meistern oder einen Wert gegen Widerstände und Bedrohungen zu realisieren. Der Mut wird zur Zivilcourage, ein Wort, das aus dem im Jahre 1835 geprägten französischen *courage civil* stammt und zunächst *Mut des Einzelnen zum eigenen Urteil* heißt und erst später im Sinne von *courage civique* (Le Galle 1898), *staatsbürgerlichem Mut*, benutzt wird. Dem Politikwissenschaftler Gerd Meyer zufolge ist Zivilcourage ein bestimmter Typus sozial verantwortlichen Handelns, keine Eigenschaft einer Person. Zivilcouragiertes Handeln geschieht in Situationen, in denen zentrale Werteüberzeugungen und soziale Normen (z. B. Menschenwürde, Menschenrechte, Gerechtigkeit, friedlicher Konfliktaustrag unter Bürgern) oder die physische bzw. psychische Integrität einer Person verletzt werden. Zivilcouragiert handelt, wer bereit ist, trotz drohender Nachteile für die eigene Person, als Einzelner – seltener als Mitglied einer Gruppe – einzutreten für die Wahrung humaner und moralischer Werte, für die Integrität und die legitimen, kollektiven, primär nicht-materiellen Interessen in erster Linie anderer Personen, aber auch des Handelnden selbst. Wer zivilcouragiert ist, ist mutig, ohne übermütig zu sein, ist altruistisch, solidarisch und tapfer.

Für Heidegger, der in *Sein und Zeit* das Thema der Angst von Kierkegaard übernimmt und radikalisiert, gibt es keine Rettung bzw. keine Fluchtmög-

◀ Mut und Zuversicht.

Klippenfischer im Alentejo bei der Arbeit. Foto: kwasibanane

Von Dominik Heißler

»Es gibt viele Arten von Mut«, sagt der alte Mann auf der Tribüne und reibt sich den langen weißen Rauschebart. »Es verlangt einiges an Mut, sich seinen Feinden entgegenzustellen – doch

## Zauberhafter Mut

Innehalten. Nachdenken. Sprechen.

genauso viel, den eigenen Freunden in den Weg zu treten. Zehn Punkte für Mr. Neville Longbottom.« Alle jubeln.

Was war passiert? Neville hatte sich Harry Potter und den anderen in den Weg gestellt, weil er glaubte, dass sie Dummheiten machen und damit allen schaden würden. Womit er ja auch recht hatte. Aber die Geschichte ist doch – Überraschung! – gut ausgefallen. Also gab's Punkte und Gryffindor wurde die Schule des Jahres.

Wir wissen: Das echte Leben ist anders. Wenn ein Freund wieder ansetzt, er sei ja kein Rassist, aber..., halte ich oft den Mund. Ich stelle mich nicht gegen ihn, will keinen Streit riskieren. Meinen Protest schreie ich in mich hinein statt in die Welt hinaus, bin so dumm, die Lippen zusammenzupressen bis es wehtut. Denn ich Idiot habe Verständnis, mir ist klar, dass er Angst hat. Dass er auf so viel Fremdheit nicht eingestellt

ist. Dass er seine Sicherheit, seinen Alltag, seine Person bedroht sieht.

Und nein, natürlich können wir nicht alle aufnehmen. Aber es wollen ja auch nicht alle kommen und die, die kommen, müssen eigentlich zwangsläufig gute Gründe haben – sonst

wären sie nicht da. Da sagt ja keiner: Mensch, heute hätte ich mal Lust, durch die Wüste und über das Mittelmeer nach Deutschland zu laufen. Meinen Beruf, meine Freunde, meine Familie, ach, die lass ich einfach hier. Auja, das klingt lustig. Handy hab ich dabei, ab geht der Spaß. Nein, in einer solchen Entscheidung steckt mehr Mut, als an jedem Stammtisch zu finden ist.

Für das Gegenteil von Mut steht die *German Angst*. Der Begriff hat, wie *Weltschmerz* und *Kindergarten*, Einzug in die englische Sprache gehalten. Die Deutschen, so die Vorstellung, zögern und zaudern und können sich zu keiner Entscheidung durchringen. Weder unbegründeter, diffuser Angst vor der Zukunft, vor Flüchtlingen,

vor roten Ampeln (sogar in der Nacht), vor Kontrollverlust, vor Inflation, vor Überfremdung, Wohlstandsverlust und anderem. Leider ist diese Angst inzwischen nicht mehr nur *german*. Als Exporteuropameister scheint Deutschland auch diesen Wert ins restliche Europa getragen zu haben – wie sonst ließe sich das allgemein zögerliche, ideenlose Vorgehen im Rahmen der zahlreichen Krisen unserer Tage erklären?

Sind wir zu feige, um aus unserem gewohnten Trott auszubrechen? Zu feige, unsere Sicherheiten zu hinterfragen und neue Wege einzuschlagen? Zu feige, um als Gesellschaft mitmenschlich zu handeln?

Das Bedürfnis nach einfachen Antworten wächst. Aber die gibt es nicht. Die Probleme sind zu komplex, als dass einfache Antworten wahr sein könnten. Nein, es ist nicht einfach – außer wir machen es uns so. Indem wir glauben, was sie uns sagen, ohne es zu hinterfragen. Indem wir andere für uns denken lassen. Und Mut, Mut bestünde dann darin, innezuhalten, selbst drüber nachzudenken und (sogar zu Freunden) zu sagen: Das ist deine Meinung. Aber ich sehe das anders, weil ...



**German Angst** Die diffuse Angst der Deutschen vor der Zukunft, vor roten Ampeln, vor Inflation ... Fotos: kwasibanane

## Über die Tapferkeit, das Fremde zu erleben

Von Maria Scheller

»Ich habe schon Situationen erlebt, in denen die Leute mich sehr gewürdigt haben, weil ich aus Deutschland komme und mich für Israel entschieden habe. Einer hat zu mir gesagt, dass er dankbar ist und ihm das Mut macht, wenn junge Deutsche hierher kommen und sich mit der Vergangenheit und der der Gegenwart auseinandersetzen«, erzählte meine Freundin Anna, die ein Freiwilliges Soziales Jahr in Israel gemacht hat.

Das Bekannte hinter sich lassen, sich auf Neues und Fremdes einlassen – das erfordert Mut, besonders, wenn man in der Fremde physisch und psychisch anstrengende Arbeiten verrichten muss. Ich habe 2014/15 in St. Petersburg in einem Heim für Menschen mit Behinderung gearbeitet. Von Freunden, Familie, Menschen in Russland wurde das als sehr mutig empfunden. Ich empfand mich eher als neugierig und abenteuerlustig. Und es lohnt sich: Freiwillige mit ihrer Mikro-Perspektive und Nähe können Freund\*innen, Familie und Bekannte eine persönlichere, konkretere Sicht als die oft einseitig berichtenden Medien aufzeigen.

Ich studiere Ethnologie, was – ungeachtet der späteren beruflichen Wege – Chancen birgt, die ich so sehr schätze, dass sie mir als Grund für ein Studium ausreichen. Mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung, bei der Forschende für eine längere Zeit den Alltag einer fremden Gruppe von Menschen teilen, fördert die Ethnologie die Überwindung der Fremdheit und weckt Neugier und Faszination.

Den Mut zu haben, auf das Fremde zuzugehen, zu sehen, nachzufragen, sich auszutauschen – das ist es, was Angstschürerei und Populismus entgegenwirkt. Dafür muss man nicht unbedingt ins Ausland gehen, das braucht es auch in unserem Alltag, zuhause.

Für mich geht es für dieses Semester in ein Franziskanerkloster nach England: Ich will noch mehr Lebenswelten, Perspektiven und Menschen kennenlernen!



»... über allen Tälern herrscht Angst.«

frei nach J. W. Goethe

»Juden lassen keine Ruh«, sagte die alte Dame. Ich war erstaunt, als ich diesen Satz auf Deutsch gelesen habe, weil man nicht klarer ausdrücken konnte, was der Begriff *Ruhe* in diesem Fall, auch wenn er nicht betont wird, eigentlich voraussetzt – nämlich: *Eliminierung der Anderen*. Viele Jahrzehnte an Aufklärung und Vergangenheitsbewältigung später bedienen sich die Ruhe fordernden Bürgerinitiativen des Wortes *Ruhe* in diesem Sinne: als Forde-

dramatisch. Endgültige Ruhe kann es in einer solchen Welt nicht geben, nur im Jenseits ist sie möglich. Nicht umsonst bedeutet der Ausdruck *Ruhiger Ort* in vielen Sprachen eigentlich Friedhof.

Die Forderung nach Ruhe kommt oft mit Deklarationen von Angst einher, von *Sich bedroht Fühlen von den Anderen*. In weniger glücklichen Teilen der Welt sind solche Angst-Deklarationen ein unvermeidliches Symptom für kommende Ausbrüche von Gewalt. Man deklariert

## Die Ruhe der Ängstlichen

Ein Essay von Timur Abramovich

Die *Ruhe der Anderen aus der unmittelbaren Umgebung zu entfernen*, sei es aus dem Land, aus der Stadt oder mindestens aus der Innenstadt. Es geht hier bestimmt um mehr als rein akustische Ruhe. Baulärm wird meist gelassen im Kauf genommen, Straßenlärm ist unvermeidlich (man hat ja selbst ein Auto) und der tägliche Einkaufs- und Konsumlärm hat vielleicht an sich etwas Beruhigendes und Lebensbejahendes. Ganz anders wird es, wenn es um politische, subkulturelle oder einfach festliche Aktivitäten geht. Denn hier kommen für die Ruhe-Befürworter fremde Lebensarten auf die Bühne, Mitbürger, die kulturell unterschiedlich und politisch aktiv sind und noch dazu feiern können. Da ruft man dann schon mal die Polizei oder unterzeichnet böse Briefe.

»Lass mich in Ruhe!« bedeutet »Verschwinde!«, Aggression schwingt hier mit. Wer Ruhe einfordert, kommt mit der Vielfalt um sich herum nicht klar, weil er sich selbst innere Vielfalt untersagt, die auch ihm selbst erstmals erlauben würde, den Anderen zu verstehen und zu akzeptieren. Diese Selbstbehinderung verursacht wiederum Unruhe, und da will man nur noch mehr Ruhe, dreht sich also im Teufelskreis. Man darf auf der Straße nicht tanzen! Und auf dem Boden sitzen! Ist ja auch etwas unruhig, oder? Wenn das Ruhige, sprich das Erlaubte, immer klein gehalten wird, wächst der Anteil an Fremdem und Bedrohlichem in der Welt

seine Angst, bevor man auf die Nachbarn losgeht, versucht sie auszulöschen oder zu vertreiben. Und hierzulande, wo die Gewalt ein Monopol des Staates ist, beschwört man mit Angst-Deklarationen die Staatsgewalt auf die Köpfe der unerwünschten Nachbarn. »Ich habe Angst« bedeutet »Macht endlich was mit denen«, und genauso wie der Aufruf zur Ruhe ist das ein »Fass«-Befehl, ein Druck auf den gleichen Knopf der sozialen Maschinerie.

Wenn eine deutsche Politikerin deklariert, dass man an den äußeren Grenzen der EU schießen darf, ist das beides zugleich: eine Angst-Deklaration und der Ruf nach Ruhe in Extremform. So steigert man die Akzeptanz von Gewalt und Gewaltbereitschaft in der Gesellschaft. Genau bei jenen, die über Angst sprechen und Ruhe fordern, kommt manchmal diese lustvolle Aggression, dieser Wunsch nach mehr Gewalt, ziemlich scharf ins Bild. Hier kann *Angst* in *Mut* umschlagen, in den *Mut* endlich gewalttätig zu werden.

Soll man in hundert Jahren die Straßen der Innenstädte mit einer weiteren Art von Stolpersteinen kennzeichnen müssen, nicht bronze-golden, sondern zum Beispiel vielfarbig-bunt? Hier befindet sich einst ein Jugendklub, hier ein Kyosok, hier ein Treffpunkt, eine Kneipe, und hier einfach eine Straßenecke, wo sich Menschen gerne trafen, plauderten und lachten – damals, bevor »die Ruhe« einmal wieder an die Macht kam?

**Ruhestörung** Wer Ruhe einfordert, kommt mit der Vielfalt um sich herum nicht klar. Foto: kwasibanane



**Begegnungen** können das Ankommen von jungen Menschen erleichtern. Foto: kwasibanane

## Doch nicht so bitter

Interview zum Essay »Eine Tafel Schokolade«

Von Viktoria Balon

**I**m Essay *Eine Tafel Schokolade* (InZeitung 21) erzählte Lena Lytov, wie drei junge geflüchtete Afrikaner in ihrem Haus einzogen und wie sie und ihre Nachbarn darauf reagierten. Kurz vor der Publikation erfuhr sie, dass die jungen Menschen wegen der Ängste und Klagen der Bewohner das Haus verließen. Die Autorin, selbst eine Migrantin, fühlte sich »einfach schrecklich«. Die InZeitung entschied sich zu dem Fall zu recherchieren; so kamen wir in Kontakt mit *Wiese – Kinder und Jugendhilfe GmbH*. Im Interview mit dem Geschäftsführer Georg Dold-Jacobi wollten wir *Genaueres über deren Engagement erfahren*.

**Dold-Jacobi:** Seit 2002 bieten wir Kindern, Jugendlichen und ihren Familien alternative Betreuungsmöglichkeiten in besonderen Lebenssituationen an. Aus der Waldorf-Pädagogik haben wir den ganzheitlichen Ansatz übernommen: Wir schauen, was der Mensch erlebt hat, was er braucht. Heute bieten wir Kindergarten, Tagesgruppen, die Vianova-Schule und vieles mehr; darüber hinaus den Jugendlichen, die Familienkonflikte oder psychosomatische Erkrankungen haben, unterschiedliche Formen von betreutem Wohnen. Minderjährige unbegleitete geflüchtete Jugendliche werden in diese Angebote integriert. Früher war ihr Anteil in den Gruppen und WGs weniger als die Hälfte. Nach 2015, als Ihre Zahl erheblich zugenommen hat, ist es uns leider nicht mehr gelungen, weiter nur Gruppen mit Geflüchteten und Deutschen zu bilden, und wir haben jetzt auch reine Flüchtlings-WGs.

**Sind die Wohnungen gemietet?**

Es ist nicht einfach. Wir haben trotz des angespannten Wohnungsmarkts über 25 Wohnungen angemietet, doch das reicht nicht aus. Wir haben es gewagt einige Wohnungen zu kaufen. Mit den Jahren sind die Beziehungen zu den Nachbarn gewachsen, am Anfang war aber erst mal Abstand, nach dem Motto: Vorsicht, wir wissen nicht, wer da kommt. Ich würde es nicht als Widerstand bezeichnen, zuerst mal war da Rückzug und Beobachtung. Wir haben auch mit den deutschen Jugendlichen die gleiche Erfahrung gemacht. Wenn Leute im Alter von 17 bis 20 in einer Wohngemeinschaft leben und nachts kein Erwachsener da ist, kommen von außen Ängste auf ... Die Hautfarbe spielt auch eine Rolle. Es kann sein, dass man geflüchtete Jugendliche mit offenen Armen aufnimmt oder dass Skepsis wächst. In Freiburg gibt es beides. Alles braucht Zeit. In der Regel entstehen innerhalb von etwa zwei Jahren richtige Kontakte. Aber wir hatten schon zwei Mal heftige Widerstände durch Nachbarn.

**Eine davon war diese Geschichte, die in InZeitung 21 beschrieben wurde. Dort formulierte eine ältere Dame ihre Ängste: Wer weiß schon, zu welchen Taten die drei 18-jährigen Jungen aus Afrika fähig sind: Drogen? Diebstahl?**

Solche Ängste gibt es, aber sie stimmen in dem Fall nicht mit der Realität überein. Ich war mehrfach in Modera-

tion mit den Nachbarn. Es fing schon damit an, dass die Jugendliche sie nicht grüßten, einfach vorbei liefen, dass sie Zigarettenkippen vom Balkon warfen, die dann auf denen von Nichtrauchern landeten. Das Problem haben wir gelöst. Aber dann haben sie nichts andere Jungs eingeladen und Party gemacht, mein Mitarbeiter musste um 23 Uhr raus fahren. Die Nachbarn drunter sind über 80 Jahre, der Mann hatte schon zwei Herzinfarkte, er muss nachts schlafen. Ich habe wieder mit den Jungs gesprochen, ein paar Wochen hat es gehalten – und dann gab es wieder Party. Ich sagte zu ihnen: Wisst ihr was, ich schmeiße euch nicht aus der Wiese raus, aber ihr wohnt nicht mehr zusammen. Diese Drei kenne ich schon lange, aber in dieser Konstellation haben sie viel Wirbel bereitet. Ich habe sie in drei WGs verteilt und dann war Ruhe. Und die nächsten drei jungen Menschen, Geflüchtete und Deutsche, die in das Haus einzogen, stellten sich den Nachbarn schon vor dem Einzug vor. Seit einem halben Jahr läuft es super. Normalerweise hilft intervenieren, es ist uns oft gelungen, wieder ein gutes Verhältnis herzustellen. Wenn es Ausländerfeindlichkeit gewesen wäre, hätte ich mich für die Jungs stark gemacht. Aber das war es nicht, sondern die Jungs haben sich gegenüber ihre Umgebung verschlossen. »Ah, was wollen die Alten!...«

**Gesetzlich gesehen müssten sie doch nicht deswegen ausziehen?**

Wir berufen uns nicht auf Gesetze. Für uns ist es von Anfang an wichtig, dass sie in einem guten Austausch mit ihren Umwelt sind. Unser Ansatz ist Akzeptanz zu schaffen, wir brauchen auch von jungen Menschen Interesse an ihren Nachbarn, mit denen sie in Kontakt sind. Das ist ein wichtiges Lernfeld. Und für sie ist es notwendig zu fühlen: Ich bin gewollt, ich bin kein Feind.

**Auch die Nachbarn waren in diesem Fall verschlossen. Liegt das am Stadtteil?**

In einem Haus in derselben Straße in Landwasser wurden drei Jungs – auch Afrikaner – bei der Eigentümerversammlung sehr gelobt. Einer von ihnen hilft dem Hausmeister einfach so, und auch sonst haben sie ganz tolle Beziehungen zu ihren Nachbarn. Das hat sich ganz schnell entwickelt, innerhalb weniger Monate. Wer den ersten Schritt machte – der Hausmeister oder ein Nachbar oder die Jungs – das weiß ich nicht. Wir haben eine andere Wohngruppe in Haslach, und im September findet dort ein Straßenfest statt. Seit Jahren macht unsere Gruppe dabei mit. Es gibt solche Beispiele in allen Stadtteilen.

**Was kann das Ankommen von jungen Menschen erleichtern?**

Begegnungen! Sei es im Verein, in Freizeitgruppen, im Stadion, bei Tandems mit Studenten. *Wiese* macht viel in dieser Richtung, aber da kann man durch ehrenamtliches Engagement noch sehr viel mehr machen. Alles hier ist erst mal fremd für die Jugendlichen – und sie sind fremd für die anderen. Nur durch Kommunikation entstehen Beziehungen und Vertrauen.



Von Marie Gippert

»Wenn Sie Ihre Unterschrift zurücknehmen, haben wir eine Stelle als Junior-professor für Sie.« – »Vielen Dank für Ihr Angebot, aber ich werde meine Unterschrift nicht zurücknehmen.« – »Ansonsten könnte ich Ihnen die Einstellung als externer Dozent anbieten.«

Es ist der Gesprächswechsel zwischen dem Soziologiedoktoranden Erdem\* und dem Dekan einer Privatuniversität Istanbul. Als Erdem sich vor einigen Monaten als Dozent bewarb, wurde der Verhandlungsprozess plötzlich abgebrochen: Es sind ja nicht alle Gülen-Anhänger, aber...

Erdem hat, wie über 2000 andere Wissenschaftler\*innen auch, im Januar 2016 die Petition Akademiker\*innen für den Frieden unterzeichnet: eine Reaktion auf die vielen toten Zivilist\*innen in den kurdischen Gebieten nach Abbruch der Friedensverhandlungen

zwischen der Regierung und der PKK. Sie forderten, die Gewalt zu beenden. Doch den Unterzeichnenden wurde die Unterstützung terroristischer Organisationen vorgeworfen, der Begriff Frieden instrumentalisiert. Es kam zu Entlassungen und Festnahmen. Unter den mehr als 100.000 Angestellten an Universitäten, in der Justiz, Polizei und Verwaltung, die nach dem Putschversuch im Juli 2016 ihren Job verloren, waren viele Unterzeichner\*innen. Umso überraschender, dass die Universität einige Monate später wieder an Erdems Einstellung interessiert scheint.

Erdem ist 33, Atheist, politisch links, macht Protestmusik und schreibt seine Doktorarbeit über die assyrische Minderheit in der Türkei. Obwohl er sein Studium an einer der

besten Universitäten der Türkei abschloss, findet er keine Arbeit. Doch für eine akademische Karriere oder Geld zu schweigen, kommt für Erdem nicht in Frage. Er wählt einen anderen Weg, drückt seinen Widerstand über Musik in poetischer Form aus. Auch wenn er das Gefühl hat, dass die Widerstandsversuche

### Protest in der Türkei: Mut in Zeiten von Repression

in den letzten Jahren größtenteils gescheitert sind, hält er es für das Wichtigste, die Hoffnung nicht aufzugeben.

Während des Ausnahmezustands verlor die 40-jährige Fazilet\* nach über 20 Jahren Berufstätigkeit ihre Stelle als Krankenschwester. Auch sie ist Atheistin. Mit ihrer Entlassung verlor sie auch ihren Pass. Seitdem

fühlt sie sich wie ein Flüchtling im eigenen Land. Reisen ins Ausland sind ihr nicht erlaubt. Daher konnte sie ihre krebserkrankte Schwester in Belgien nicht besuchen, als sich deren Zustand verschlechterte, und nicht an ihrer Beerdigung teilnehmen. Es sind das Engagement in der Gewerkschaft und der feministischen Bewegung, die Fazilet Halt geben. Nach ihrer Entlassung begann sie bei der Frauenrechtsorganisation KADAV zu arbeiten. Die Organisation versucht, einen Rückhalt zu bieten. Es wird über neue Wege nachgedacht, Handlungspläne für ein Notfallszenario werden erstellt. Denn wie über hundert andere Organisationen kann auch KADAV von heute auf morgen geschlossen werden. Doch gerade in Zeiten der Repression, wenn versucht wird, die Rechte der Frauen einzuschränken und Gewalt an Frauen zunimmt, ist Solidarität besonders wichtig.

Das Engagement von Erdem und Fazilet sowie vielen anderen Menschen zeigt, dass es der Regierung trotz unzähliger Maßnahmen nicht gelungen ist, oppositionelle Stimmen vollkommen zum Schweigen zu bringen. Das Wort Hoffnung hat eine neue Dimension bekommen, weniger auf die unmittelbare Zukunft gerichtet als auf eine längerfristige. So zeigt auch der Blick in die Geschichte der Türkei nicht nur die Vergänglichkeit autokratischer Phasen, sondern auch das Engagement von Widerstandskämpfer\*innen, Figuren mit Vorbildcharakter. Dies gibt Kraft, sich nicht zu beugen und für die eigenen Werte und Vorstellungen wie Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit, für einen Platz in Gesellschaft und Politik zu kämpfen.

Der Journalist Ahmet Sik bei seiner Anhörung: »Ich verteidige mich hier nicht und mache keine Aussage. Ich klage an. Diese Operation, die sich gegen uns richtet, ist nichts anderes als die Jagd auf die Gedanken-, Meinungs- und Pressefreiheit. [...] Aber glauben Sie nicht, dass uns das einschüchtert.«

\* Namen zum Schutz der Akteur\*innen von der Redaktion geändert.

■ Unsere Freiburger Autorin und Absolventin der Journalismuswerkstatt Marie Gippert arbeitet zur Zeit in Istanbul in einem Frauenprojekt.

### »Els castells« in Katalonien: Kraft, Gleichgewicht, Mut und Gemein- schaftsgeist

Von Reinhardt Jacoby

Castells (Katalanisch für Burgen) sind Menschenpyramiden, die in Katalonien traditionell bei zahlreichen Festen errichtet werden. *Força, Equilibri, Valor i Seny* (Kraft, Gleichgewicht, Mut und Gemeinschaftsgeist) ist das Motto der Castellers.

Diese Tradition ist Teil der katalanischen kulturellen Identität, was nicht gleichbedeutend mit Unabhängigkeitsbestrebungen ist. Für mich, der häufig *Catalunya* besucht und dort gute Freunde hat, sind die Castells ein schönes Bild dafür, wie ich viele in der katalanischen Gesellschaft erlebe, auch im Vergleich mit meinem deutschen kulturellen Hinterland: »Nicht der Erfolg des Egos, sondern der der Gemeinschaft ist wichtig«, »Wir wollen etwas aufbauen, etwas wagen, etwas bewegen, partizipieren«, »Jeder in der Gesellschaft ist wichtig, wir können und müssen ihm ohne wenn und aber vertrauen.«



Castellers del Poble Sec aus dem gleichnamigen Stadtteil von Barcelona bei der Probe. Foto: kwasibanane

Von Denise Nashiba

Japanische Tugend, da denken viele sofort an den für Europäer eher befremdlichen Bushidō (nein, nicht den Rapper), die Blaupause für Tugendhaftigkeit in Japan. Stramme Samurai, die ihrem Herren bis in den Tod folgen (Loyalität), in ihrer Freizeit für eine Schale bitteren Tees lange und strenge Zeremonien durchleiden (Geduld) und nachts der schönsten Geisha in der Stadt ihre Liebe gestehen (Mut). Und deren moderne Verkörperung, die Angestellten (Sarari-man/Salaryman), die für Ihren Arbeitgeber bis zur Erschöpfung ackern (Loyalität), lange für ein (lau-)warmes Mittagessen anstehen (Geduld) und abends betrunken ihrer Ehefrau klarmachen müssen, dass das mit der Hostess nichts Ernstes war (Mut).

Oben genanntes ist natürlich ein Spiel mit Stereotypen – trotzdem sind Loyalität, Geduld und Mut und eine gute Portion Bescheidenheit wichtige Faktoren der japanischen Gesell-

schaft. Nicht zuletzt ist es die weltweit bewunderte Japanische Geduld, die besonders bei Nachrichten über Überlebende von Fukushima zum Thema wird.

Seit der Dreifachkatastrophe bröckelt jedoch die Loyalität und Geduld gegenüber den Oberen, den seit Jahrzehnten wiedergewählten und regierenden Politikern. Dass es zu politischen Maßnahmen kommt, die das Leben

der Opfer verbessern würden, glauben nur noch wenige. Mit zusätzlichen Problemen treibt es so manchen loyalen Samurai auf die Straße. Bilder von wild protestierenden Menschen, die nicht mehr länger warten wollen und für Demonstrationen auch mal blau machen, geistern durch die Medien. Sind japanische Tugenden seit Fukushima verloren? In meinem Bekanntenkreis befinden sich Menschen, die das anders sehen. Meine Bekannten sind zwar ein bisschen aufmüppig und kümmern sich einfach eigenhändig um Opfer aus Fukushima, trotzdem

### »Buschido« in Japan: Tugend nach Fukushima

### »A Mords Gaudi« in Bayern: Allen Mut zusammennehmen

Vom Schlickerrieder Schoasch

Seit Jahrhunderten hat die Flößerei in Bayern Tradition. Auf Europas längster Floßrutsche in Mühltal an der Isar heißt es für die Teilnehmer\*innen der Isarfloßfahrt mit Unterstützung eines köstlichen bayerischen Hopfengetränks allen Mut zusammenzunehmen. – »Do legst di nieda!«

■ Der Schlickerrieder Schoasch, geboren in Wolfratshausen an der Isar, lebt seit 2012 in Freiburg. Er forscht als Ethnologe zum Thema »Bier und Gras in Europa nach der Völkerwanderung.«



O'zapft is! Floßrutsche an der Isar, begleitet von frischem Bier und zünftiger Musi. Foto: kwasibanane





## Jetzt erst recht!

Radikale Höflichkeit vor und nach der Wahl

**Die Mauern müssen weg!**  
Anfang Oktober demonstrieren in Freiburg ca. 700 Menschen für ein Deutschland ohne Fremdenhass. Foto: kwasibanane

Das Gespräch führten Viktoria Balon und Dominik Heißler

**D**as erste Mal seit dem Zweiten Weltkrieg sitzt eine offen nationalistische und fremdenfeindliche Partei im Bundestag. Die Initiative *Kleiner Fünf* hat zum Ziel, dem durch Aufklärung entgegenzuwirken. Wir haben mit Daniel Fouchard (22, Student der angewandten Politikwissenschaft), einem Freiburger Mitglied, vor und nach der Wahl gesprochen.

### Vor der Wahl

**InZeitung: Was hat dich dazu motiviert, dich bei »Kleiner Fünf« zu engagieren?**

Fouchard: Ich bin Halb-Franzose, bei uns engagiert sich ein Mädchen mit libanesischem Hintergrund. Wir sind alle sehr betroffen, dass die AfD in unserem Landtag so groß vertreten ist – gerade als junge Menschen, die in einer multikulturellen Gesellschaft aufgewachsen sind.

### Wie geht ihr vor?

In Freiburg treten wir bei Lesungen und Seminaren von *No Hate Speech* auf. Es gibt aber auch deutschlandweite Kampagnen: Plakate, ein Kino-Werbespot, ein Pub-Quiz über Rechtspopulismus. Mit dem *Bus der Begegnungen* fahren wir durch das ganze Land. Viele Aktionen sind im Internet zu finden, etwa das Spiel der Radikalen Höflichkeit.

### Spiel der radikalen Höflichkeit?

Das ist unser Prinzip: radikal höflich bleiben – sogar wenn Leute mit rassistischen Vorurteilen um sich werfen. In diesem Spiel gibt es fünf Situationen und viele Szenarien und Antworten. So kann man sich testen, ob man in der Lage ist, höflich auf Menschen zuzugehen, die ganz anders denken. Wir versuchen,

Menschen zu motivieren, mit Verwandten, Kollegen, Bekannten über ihre politische Haltung zu sprechen; gerade da, wo ein Mensch dazu neigt Rechtspopulisten aus Protest oder gar nicht zu wählen.

### Das ist aber gar nicht einfach...

Ja, vor allem weil jeder seine eigene Blase hat, seinen Freundeskreis, in dem alle seiner Meinung sind. Und wenn jemand eine andere politische Farbe zeigt, vermeiden wir oft das Gespräch oder sind empört. Unsere Vision und unser Prinzip ist es, nachzufragen: Woher kommt das, wieso sagst du so etwas? Die Ängste und Gedanken anderer Menschen kennen zu lernen und sie dann zu informieren und zu überzeugen. Wir gestalten Leitfäden dafür.

### Hast du selbst diese Leitfäden angewendet und solche Gespräche geführt?

Ich habe zum Beispiel mit einem Freiburger gesprochen, der den *Front National* super fand. Früher wäre mein Reflex gewesen: Ach, mit so einem Dummkopf will ich nicht reden, der ist das gar nicht wert. Jetzt habe ich zumindest versucht, mit ihm sachlich ins Gespräch zu kommen – und selbst wenn es mir nicht gelungen ist, ihn zu überzeugen, war es richtig und wichtig.

### Wieso ist es richtig und wichtig, nicht nur mit Schwankenden, sondern auch mit Überzeugten ins Gespräch zu kommen?

Wenn man mit diesen Menschen nicht redet, fühlen sie sich in ihrer Wahrnehmung bestätigt: alle gegen uns, wir gegen alle. Um das zu lösen, ist es wichtig sie anzusprechen: Hör mal, was du gerade sagst, ist rassistisch, du versetzt dich nicht in die Lage anderer Menschen.

### Nach der Wahl

#### Die Wahl ist vorbei, die AfD ist mit 12,6% im Bundestag. Seid ihr gescheitert?

Nein, auf keinen Fall. Auch wenn wir nicht mit einem so erschreckenden Ergebnis gerechnet haben – wir haben uns in den letzten Monaten bundesweit etabliert und vernetzt. Wir starten jetzt nicht bei Null, wir sind vorbereitet.

#### Welche Ziele hat sich »Kleiner Fünf« denn jetzt gesetzt?

Es gilt jetzt, herauszufinden, warum so viele Menschen Rechtspopulisten gewählt haben. In welchen Regionen und aus welchen Gründen? Fast 70 % ihrer Wähler sagen, dass sie nur aus Protest »gegen die da oben« gewählt haben, ohne das Programm zu kennen. Diese 70 % müssen wir erreichen und ihnen klarmachen, dass sie im Endeffekt gegen ihre eigenen Interessen gestimmt haben.

### Wie geht das konkret?

Wir hatten zum Beispiel Plakate aufgestellt, um darzustellen, was ohne Menschen mit Migrationshintergrund alles verloren ginge: Polizisten, Freundschaften, Weltmeistertitel und so viel mehr. Denen, die sich bereits engagieren, wollen wir zeigen: Ihr seid nicht allein! Wir arbeiten auch mit Initiativen wie *Abgeordnetenwatch* oder *Diskutiermitmir.de* zusammen, damit Menschen, die sich sonst nicht treffen würden, miteinander diskutieren können.

#### Was kann deiner Meinung nach jetzt jeder Einzelne tun?

Ganz wichtig: sich informieren. Politisch sein. Nachschauen, was die da konkret machen – in Sachsen-Anhalt

zum Beispiel stellt die AfD Anfragen zu Orten, die gar nicht existieren. Und klar, nachfragen im Gespräch mit Freunden, Nachbarn und Verwandten: bestimmt, aber eben auch radikal höflich. Wie das gehen kann, könnt ihr auf unserer Homepage nachlesen. Wir müssen klarmachen: Rechtspopulisten zu wählen ist für das gesellschaftliche Klima und für unser ganzes Land absolut schädlich.

#### Auf eurer Homepage schreibt ihr, dass es nun wichtig sei, positive Visionen für demokratische Teilhabe zu schaffen. Wie könnte denn eine solche Vision aussehen?

Aktuell speist sich die Zustimmung für die AfD aus der sogenannten »Flüchtlingskrise«. Man müsste den Leuten also verdeutlichen: Eure Probleme, was Rente, Mietpreise, abgehängte Regionen angeht, haben nichts mit den Flüchtlingen zu tun. Es gilt, die Lebensperspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten zu verbessern. Und darum zu vermitteln, dass wir es in diesem Land nur gemeinsam schaffen können, Fortschritt und Solidarität zu erreichen. Da sind auch die Parteien gefragt, ihren Diskurs entsprechend zu gestalten.

#### Wie ist die Stimmung bei »Kleiner Fünf«? Eher resigniert oder eher Jetzt-erst-recht?

Jetzt erst recht! Wir erhalten viel Zuspruch, der uns motiviert. Der Traffic auf der Homepage ist gestiegen, wir haben neue Spenden erhalten, immer mehr Menschen machen bei uns mit – jetzt setzen wir uns erst recht ein, für ein Deutschland ohne Fremdenhass, ohne Rechtspopulismus. Ich kann nur alle dazu aufrufen: Engagiert euch! Seid politisch! Ich hätte nie gedacht, dass eine rechtspopulistische Partei so ein Ergebnis in Deutschland bekommen kann. Engagiert euch und wehrt euch dagegen! Bleibt dran!

►► [www.kleinerfuef.de](http://www.kleinerfuef.de)

# Ein Playdoyer für mehr Demokratie

Stimmen und Stimmung in meiner Wahlheimat

Von Joe Nykiel

**D**ie Stimmzettel sind längst ausgezählt und den Wählern bleiben meine Brownies in süßer Erinnerung. Noch nie haben so viele Menschen bei unseren symbolischen Wahlen bei der Bundestagswahl im September mitgemacht, noch nie haben so viele Ehrenamtliche mitgeholfen und noch nie habe ich so viel backen müssen.

Die Tradition der Brownies für Stimmen im Freiburger Wahlkreis 100% wurde weitergeführt, aber nur die Früh-Wähler in den Wahllokalen bei der Studentensiedlung oder am Theater konnten welche ergattern. Musik und Wahlpartys gab es bei den anderen Wahllokalen, zwei Wahlmobile haben die Flüchtlingsheime besucht und erstmals ein Rad-Wahlmobil hat Stimmen z. B. auf der Blauen Brücke gesammelt. Unter dem Motto *Hier lebe ich, hier wähle ich* haben 1.353 Bürger in Freiburg symbolisch gewählt. Nicht-Wahlberechtigte konnten den gleichen Wahlzettel wie bei der offiziellen Bundestagswahl ausfüllen und Deutsche konnten eine Solidaritätsstimme zur Einführung des kommunalen Wahlrechts für Nicht-EU-Staatsbürger abgeben. Zum ersten Mal fanden in 18 weiteren Städten in Deutschland ähnliche Aktionen oder symbolische Wahlen statt.

Der erstaunliche und erstmalige Wahlerfolg der CDU in unserem Wahlkreis ist u.a. mit dem *Danke-Merkel-Effekt* in mehreren Wahllokalen bei Flüchtlingsunterkünften zu erklären. Die Abstimmung für oder gegen die Einführung des kommunalen Wahlrechts spricht eine klare Sprache: 95% befürworten diese Frage mit JA.

Nach den symbolischen Wahlen laden wir die Bundestagsabgeordneten, die bei uns gewählt wurden, zu einer feierlichen Stimmzettelübergabe ein, um ihnen den klaren Wähler-Auftrag mitzugeben, das kommunale Wahlrecht für alle Bürger Deutschlands einzuführen. Bei der letzten Stimmübergabe vor drei Jahren hatte Gernot Erler – »Nur eine Frage der Zeit« – uns Hoffnung gemacht. Dann kam die Flüchtlingskrise und das politische Verhältnis mit der Türkei wurde immer angespannter. Aus Angst Stammwähler an die AfD zu verlieren ist die CDU beim Doppelpass für Migrantenkinder zurückgerudert, wie nun auch die FDP beim kommunalen Wahlrecht für Drittstaatsangehörige. Mit dem wachsenden Populismus trauen sich Bürger jetzt laut zu sagen, wofür sie früher als Nazi abgestempelt wurden. »Jeder Neger hat einen Doppelpass!« musste ich vor kurzem am Wahlinfoabend hören. Die doppelte Staatsangehörigkeit gibt es bereits für EU-Bürger und viele andere Migranten, bloß für mich nicht.

Nach 35 Jahren in Deutschland bin ich voll integriert. Aber wenn ich vor 30 Jahren einen Wahlauftrag bekommen hätte, hätte ich angefangen mich zu informieren. Da ich eh kein Wahlrecht hatte, habe ich mich jahrelang nicht für deutsche Politik interessiert. Als es in Freiburg einen Bürgerentscheid zum Bau des Konzerthauses gab, wichtig für mich als Berufsmusiker, spürte ich deutlich, dass ich ausgeschlossen war. Genau so ging es den 30–40% der Bewohner der städtischen Wohnungen, als über deren Privatisierung ein Bürgerentscheid stattfand.

Alle schreien, wie wichtig Integration ist. Die Flüchtlinge müssen Deutsch lernen. Aber nach drei Monaten Wohnsitz dürfen EU Bürger ohne Sprachkenntnisse kommunal wählen. Und wie wissen sie, wen sie wählen? Sie fragen vielleicht ihre Landsleute in der Nachbarschaft oder suchen Namen aus, die ihnen bekannt vorkommen. Unsere 100%-Wahlprüfstein-Fragen an die Parteien haben gezeigt, wie klein die Anzahl der Kandidaten mit Migrationshintergrund im Vergleich zur Bevölkerung ist.

Aber Angst und Wut herrscht in der deutschen Bevölkerung. Besonders wenn es um die hier lebenden Türken geht: So viele von denen seien Erdogan-Wähler. Das Wahlrecht auszudehnen würde bedeuten, die Kontrolle zu verlieren. Aber wie viele Erdogan

Anhänger gibt es unter deutschen Stadträten? So gut wie gar keine! Wir leben in einer Demokratie und das bedeutet Meinungsvielfalt. Sollen wir Neo-Nazis das Wahlrecht aberkennen? Nein, wir müssen Dialoge fördern oder dagegen protestieren!

In 15 von 28 EU-Staaten ist das kommunale Wahlrecht für Drittstaatsangehörige z. T. seit Jahrzehnten unangeregter Praxis. Statistiken zeigen, dass spätestens nach einer Generation Migranten genauso wie die einheimische Bevölkerung wählen. Und die bleibende Frage, was haben Deutsche davon, wenn die Ausländer wählen dürfen? Genauso viel, wie wenn sie engagierte Mitglieder bei Elternbeiräten in Schulen oder Gewerkschaften haben. Gleichberechtigte Nachbarn fördern das Miteinander Leben.

Zum Schluss möchte ich Matern von Marschall zu seinem Wahlsieg bei uns gratulieren. Ich verzeihe ihm, dass seine Partei dieses Mal die Zeit nicht gefunden hat, auf unsere Bitte die Fragen für die 100%-Wahlprüfsteine zu beantworten. Sie hatten andere Prioritäten, als Zeit für Nicht-Wahlberechtigte zu opfern. Aber bitte kommen Sie wieder zur feierlichen Stimmübergabe und genießen Sie ein Brownie mit mir und ihren Kollegen. Diskutieren Sie mit uns. Sie haben nichts zu befürchten, genau so wenig wie Ihre Landsleute in meiner Wahlheimat.

### So wählten die Freiburger\*innen ohne Wahlrecht

Erststimmen		Zweitstimmen	
Matern von Marschall (CDU)	37,0%	CDU	37,9%
Tobias Pflüger (Linke)	15,3%	Linke	22,6%
Julien Bender (SPD)	22,3%	SPD	15,8%
Kerstin Andreae (Grüne)	19,6%	Grüne	15,1%
Adrian Hurrle (FDP)	1,2%	FDP	1,8%
Volker Kempf (AfD)	1,0%	AfD	0,9%

### So wählten die Freiburger\*innen mit Wahlrecht

Erststimmen		Zweitstimmen	
Matern von Marschall (CDU)	28,0%	CDU	28,1%
Kerstin Andreae (Grüne)	25,7%	Grüne	21,2%
Julien Bender (SPD)	22,7%	SPD	17,5%
Tobias Pflüger (Linke)	7,3%	Linke	11,2%
Adrian Hurrle (FDP)	5,3%	FDP	9,3%
Volker Kempf (AfD)	7,2%	AfD	7,9%



**Wahlkreis-100%-Urnen am Theater.**  
Frühaufstehende wurden für ihre Stimmabgabe mit einem Brownie belohnt  
Foto: kwasibanane



Von Jan Keetmann

Eine Partei, die in sich zerstritten ist wie keine sonst und die zu vielen wichtigen Fragen schlicht keine Position hat, hat es in den Bundestag geschafft. Eine Partei, die im heutigen Deutschland nicht angekommen ist, die sich zwar wertkonservativ gibt, aber von Werten wie Humanität und pluralistischer Demokratie weit entfernt ist, um nur einige Beispiele zu nennen.

Wenn man den Umfragen traut, so hat diese Partei während des Wahlkampfes nicht unerheblich zugelegt. Das liegt sicherlich auch an der Präsenz der Partei und ihres Herzensthemas Flüchtlinge in den Medien. Hier kann sich die AfD vor allem beim öffentlich rechtlichen Fernsehen bedanken, obwohl sie gerade dem gerne den Geldhahn abdrehen würde. 30% der Diskussionszeit von Journalistinnen und Journalisten mit Schulz und Merkel drehten sich um Abschiebungen. Von der restlichen Sendezeit ging ein großer Teil für das Thema Islam drauf. In der folgenden Runde der kleineren Parteien, konnte AfD-Vertreterin Weidel das Studio werbewirksam verlassen, weil ihr Thema *Flüchtlinge* natürlich zuerst kam. Die Diskussion um soziale Fragen schenkte sich Weidel und eben da hätte sie ja auch Schwierigkeiten bekommen, weil die AfD nichts zu bieten hat, außer Hass auf Flüchtlinge, Hass auf Deutsche mit etwas anderer Hautfarbe, Hass auf sogenannte Eliten, Hass auf Menschen mit anderer Lebensweise usw.

Hassreden haben verschiedene Vorteile. Sie machen den Gegner oft wehrlos, weil der nur auf den Hass sieht und darüber seine eigenen Optionen vergisst. Sie erregen natürlich Aufsehen und bringen schon dadurch die eigenen Themen in den Vordergrund, selbst wenn sie nicht direkt auf Zustimmung treffen.



**Daheim**  
Zwischen Scheuklappen und Heimatliebe. Foto: kwasibanane

Hass wirkt auch immer irgendwie authentisch. Da ist ja Emotion dabei, da redet offenbar jemand ohne sich erst zu bedenken und mit dem Risiko, sich zu entblößen. Wenn einige so aus der Rolle fallen, dann gibt es sicher mehr, die auch so denken, sich aber nicht trauen, es zu äußern... und

## Der falsche Sorgenonkel

Wer könnten diese »Besorgten Bürger« sein?

schon sind wir bei dem Eindruck, die AfD sage halt, was die Masse wirklich denkt. Genau das meinte z.B. ein Kolumnist von *Spiegel online* zu den Fragen an Schulz und Merkel. Es sei doch nur gefragt worden, was die Leute am Küchentisch wirklich reden. Wirklich? Dann haben die 87,4%, die andere Parteien gewählt haben, am Küchentisch wohl nicht richtig zugehört.

Hinzu kommt die Redefigur vom *Besorgten Bürger*, dessen Sorgen man endlich ernstnehmen müsse. Diese Redefigur gebraucht keineswegs nur die AfD, was sie aber auch nicht besser macht. Da sind Leute offenbar in irgendeiner Not und es sind *Bürger*, was impliziert, dass nicht auf sie zu hören auch gegen das Prinzip der Demokratie verstoßen würde.

Etwas hinterhältig ist es, sie als solche darzustellen, die unter einer Situation leiden. Leidenden muss geholfen werden! Doch das ist einfach das falsche Bild. Zunächst handelt es sich um Menschen, die ein gewisses Anliegen haben, etwa: *Flüchtlinge weg!* Zu klären wäre, wie bei anderen Anliegen auch das *Warum* und die Berechtigung des Anliegens und schließlich, wie der Rest der Bürger\*innen dazu steht. Das Bild des an der Nichterfüllung seiner Forderung leidenden Bürgers soll eine solche demokratische Diskussion gerade verhindern und wird dann auch noch unter dem Banner der Demokratie vorgetragen.

Sorgen machen sich die Leute auch anscheinend immer nur wegen Flüchtlingen, nicht wegen hoher Mieten, wegen der Rente, wegen gesundheitsschädlichem Staub in der Luft etc. Doch sehen wir einmal vom taktischen Gebrauch der Worte in der Politik ab. Gehen wir davon aus, dass nicht alles

vorgeschoben ist. Wer könnten diese Leute sein, die sich da Sorgen machen?

Auch wenn wir uns nicht an der Dämonisierung fremder Männer beteiligen, muss man zugeben, dass Frauen Angst haben können. Da ist eine große Anzahl junger Männer ohne Kontrolle durch ihre Familien – die ja nicht nachziehen dürfen – oft lange zum Nichtstun gezwungen, frustriert... Da kann es schon sein, dass einige auf dumme Gedanken kommen und einige wenige sie auch ausführen. Eine sachliche Debatte darüber bekommt aber unsere Gesellschaft nicht hin.

Nun ist das die Sorge, die die AfD vorwärts treibt? Wohl kaum, sonst müsste die Gruppe der jungen Frauen, besonders stark in der AfD vertreten sein. Doch das Gegenteil ist der Fall. Bezeichnenderweise plakatierte die AfD im Landtagswahlkampf auch zum Schutz »unserer« Frauen. Die Frauen gehören also wem. Außerdem richtet sich die Werbung gar nicht an sie.

Damit sind wir bei einer anderen Gruppe. Sie besteht mehrheitlich aus konservativen Männern, die mit neuen Rollenverteilungen, neuen Sprechweisen etc. einfach nicht zu recht kommen. In diesem Feld fallen Ideologie und Wirklichkeit manchmal

wie bei Alice Weidel auseinander. Obwohl die Verteidigung konservativer bis reaktionärer Positionen in der Geschlechter- und Familienpolitik sicherlich eine enorme Rolle spielt und auch die Axt an die Christdemokraten setzt, traut man sich auf diesem Feld nicht den Hauptangriff zu führen. So werden die Flüchtlinge zum Prügelknaben für Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Gesellschaft.

Nun ja, dann gibt es sicher noch Leute, die einfach etwas gegen Flüchtlinge haben. Aber muss man deren Sorgen so ernst nehmen? Wer an der bloßen Existenz von anderen leidet, den muss man als Rassisten bezeichnen. Wer nur an den Veränderungen leidet, die durch andere Menschen nun mal kommen, der hat nicht begriffen, dass die Welt im ständigen Wandel ist und dass das auch seine guten Seiten hat.

Die Hassrede ist der Rammbock, mit dem sich diese unsägliche Partei in den Medien vorgekämpft hat. Dabei zieht sie die Aufmerksamkeit so sehr auf sich, dass nach der Wahl niemandem aufgefallen ist, dass die CDU erheblich mehr Stimmen an die FDP als an die AfD verloren hat und dass die CSU, die der AfD in der Antiflüchtlingrhetorik am nächsten stand, die schwersten Verluste hinnehmen musste.

Wir sollten uns von diesem von Hass geschürten Hype nicht einnehmen lassen. Schon gilt das Wort *Willkommenskultur* als der Ausbund von Naivität und Gefahr. Dieses Land könnte aber davon ruhig noch etwas mehr gebrauchen.

■ Jan Keetmann, freier Journalist, arbeitet am Projekt »Respect Words – engagierter Journalismus gegen Hassreden« mit. Das von der EU geförderte Projekt wird von Radio Dreyeckland zusammen mit Radios in sechs anderen europäischen Ländern und dem International Press Institute in Wien durchgeführt.



## T-Shirt Weiß-Blau

Von Jaakko Kacsóh

Mein Lieblings-T-Shirt als Kind war das mit der finnischen Flagge. Ich mochte die Farben, ein blaues Kreuz auf weißem Grund, wie das Meer oder ein Himmel voll kleiner Wolken. Die T-Shirts gab es auf den Ostseefahrten zu kaufen, mit denen wir im Sommer nach Norden fuhren. Finnland, das hieß für mich Sommer.

Ein T-Shirt mit der deutschen Flagge hätte ich wohl nie getragen. Der Umgang damit ist ein anderer. Finnland ist jung, ein Underdog, weltoffen. Wenn es irgendwo so etwas wie unverkrampfte, positives Nationalbewusstsein gibt, dachte ich, dann vielleicht dort.

»Ausländer«, sagte meine Mutter einmal, »das hat im Deutschen so einen negativen Klang«. »Ulkomalain«, das finnische Wort dafür, ist ganz anders. Da schwingt vor allem Neugier mit. Ich würde ihr zustimmen. Aber es gibt auch ein anderes Wort, das immer mehr die Debatten im Land beherrscht, *maanmuuttaja*, Einwanderer, besonders polemisch kurz *Mamu*.

Finnland ist erst seit kurzem ein Einwanderungsland. Der Anteil von Bürgern mit Migrationshintergrund lag 1990 unter einem Prozent – heute sind es 6,2. Es ist einfach, von einem positiven Nationalbewusstsein zu sprechen, wenn die Bevölkerung sowieso homogen ist. Aber was passiert, wenn sich das verändert?

Lange schien Finnland ein Gewinner der Globalisierung zu sein – Stichwort Nokia – aber mit der Eurokrise kamen auch die, die das Land abschotten wollen. 2011 sprangen die »Basisfinnen« von wenigen Prozent zur drittgrößten Partei im Parlament. Seit 2015 sind sie

Teil der Regierung. Lange trat die Partei vor allem eurokritisch auf. Aber die Flüchtlingskrise 2015 brachte auch in Finnland die Einwanderungsdebatte in den Fokus.

Diesen Sommer krachte es: Die Basisfinnen wählten den bisherigen Europaabgeordneten Jussi Halla-Aho zum Vorsitzenden. Kein Unbekannter in der finnischen Öffentlichkeit: Auf seinem Blog polemisierte er regelmäßig gegen Einwanderung. 2012 verurteilte ihn das Oberste Gericht wegen einer Äußerung ebendort zu einer Geldstrafe wegen Volksverhetzung. Zentrum und Konservative kündigten ihre Koalition mit den Basisfinnen auf – bis 20 Abgeordnete zu einer eilig gegründeten neuen Fraktion überliefen. Regierungskrise abgewendet, aber die Diskussion bleibt.

Es ist einfach, ein Land zu idealisieren, wenn man es nur aus den Ferien kennt. Sauna, Nokia, tausend Seen. Wenige Länder in Europa haben so ein positives Image wie Finnland. Aber abseits von Klischees werden auch dort die gleichen Debatten geführt. Der finnische Regisseur Aki Kaurismäki zeichnet in seinen Filmen ein Land, das ewig in den 50ern zwischen Telefonen mit Drehscheibe und Zigarettenrauch festzustecken scheint. In seinem neuesten Film *Die andere Seite der Hoffnung* setzte er einen syrischen Flüchtling in seine Parallelwelt.

Mit dem Messerangriff eines Flüchtlings in Turku ist nun auch die Diskussion über Terroranschläge in Finnland angekommen. »Grenzen zu«, fordern die einen. Die islamische Gemeinde in Helsinki befürchtet Racheattacken.

Ich habe zwei Pässe, aber nie in Finnland gewählt. Ich weiß zu wenig von der Politik dort, habe ich mir gesagt. Ich habe nicht vor, Deutschland zu verlassen. Warum soll ich über etwas abstimmen, das mich nie betreffen wird? Aber unbeteiligt lassen wird mich die nächste Wahl nicht mehr.

## Warum liebäugeln russische Immigranten bloß mit der AfD?

Von Nikita Sivertsev

Es gibt einen russischen Film, der immer wieder zu Weihnachten geschaut wird. Er heißt *Ironie des Schicksals*. Die Handlung dreht sich um Schenja, der sich zu Silvester in Moskau betrinkt und aus Versehen das Flugzeug nach Petersburg besteigt. Im Glauben sich noch in Moskau aufzuhalten nimmt Schenja ein Taxi in die *Straße der Bauarbeiter*, die es zufällig auch in Petersburg gibt, geht ins Haus hinein, das zufällig wie seins aussieht, öffnet mit seinem Schlüssel die Tür zur fremden Wohnung, der zufällig auch passt, und legt sich ins Bett, völlig überzeugt davon in seinen vier Wänden zu sein. Dieser Film macht sich über die Uniformität, die in der Sowjetunion herrschte, lustig. Es sind die gleichen Wohnungen, die gleichen Straßen – und vor allem die gleichen Menschen, denen man begegnet. Es wird eine Mentalität gezeigt, die völlig ohne das unbestimmte Fremde auskommt.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion flohen viele Russen nach Deutschland. Weniger weil sie die Politik für verkehrt hielten, sondern aus wirtschaftlichen Überlegungen. Sie suchten das »gute« Leben. Das Einheitsdenken, das in »wir« und »ihr« funktioniert, ist eine Mitgift aus einer totalitären Zeit, wo die Nachbarn sich gleichen und die Gesellschaft das Individuum in Reih und Glied geordnet hatte. Diese Einstellung wurde nie abgelegt! Die Migranten aus Russland waren darauf gefasst, dass es einen anderen Menschentypus in Deutschland geben würde, aber nicht darauf, dass es überhaupt keinen Typus gibt, sondern eine Mischung aus allem.

Das ist auch der Grund, warum die AfD so populär bei ihnen ist. Die AfD bietet Klarheit. Trotz der Inkonsistenz in ihrem Gehabe ist ihr oberstes Ziel heute klar: Eine homogene Gesellschaft, die eine Weltanschauung hat. Es geht ihr platt gesagt darum, dass die Nachbarn ähnliche Musik hören, ähnliche Ziele verfolgen, ähnlichen gesellschaftlichen Praktiken nachgehen sollen. Der Wille zur Vereinfachung des Zusammenlebens ist durchaus nachvollziehbar, denn dadurch muss man sich nicht stets mit dem Unbekannten beschäftigen. Vor allem muss man sich nicht mit sich selbst auseinandersetzen, weil alles Beständige einfach hingenommen wird. Zu einer offenen Gesellschaft gehört Mut, die eigene und des Nachbarn Unterschiedlichkeit zu ertragen.

Am Ende bleibt nur noch zu bemerken, dass es tendenziell die erste Generation der immigrierten Russen ist, die für die AfD stimmt. In der zweiten Generation unterscheidet sich das Wahlverhalten kaum vom deutschen Durchschnitt. Es muss also festgestellt werden, dass Toleranz und Mut gelernt werden können und es gibt Grund zu vorsichtigem Optimismus.



**Daheim II** Es geht darum, dass die Nachbarn ähnliche Musik hören, ähnliche Ziele verfolgen, ähnlichen Praktiken nachgehen. Foto: kwasibanane



Von Murat Küçük

**Die Wasserflaschen, die wir im Pflingsturlaub in Venedig gekauft haben, wurden in England leer getrunken und landeten schließlich in irgendeiner Mülltonne in Schottland. Auch das ist die Europäische Union. Freizügigkeit im Personen- und Warenverkehr. Aber damit ist es wohl bald vorbei zwischen dem Kontinent und der Britischen Insel.**

Wir wurden schon im französischen Calais kontrolliert. Gut, es war nur ein kurzer Blick in den Kofferraum und Wohnwagen – wohl wegen der Flüchtlinge, die man vereinzelt am Straßenrand auf dem Weg zum Fährhafen sieht und die meist hoffnungslos versuchen nach England zu kommen. Nicht so ganz ernst wurden wir durchsucht, eher formal und oberflächlich, weil eine vierköpfige Urlauberfamilie wohl nicht so verdächtig scheint. Und bei der Rückfahrt dasselbe. Von englischen Behörden dieses Mal. Vor zwei Jahren war alles ganz anders. Damals mussten wir nicht aus dem Auto steigen und schon gar nicht den Kofferraum öffnen.

Großbritannien hat sich für den Brexit entschieden. Ganz Britannien? Nein! Mit 62 Prozent waren die Schotten ganz klar für die EU, genau wie Nord-Irland. Aber Wales und vor allem England waren gegen die EU, genau gesagt gegen die Migrations- und Flüchtlingspolitik der EU.

Und nun? Für die meisten Schotten war doch die EU das überzeu-

gende Argument für ein Zusammenbleiben mit England. Vor der Vision möglicher wirtschaftlicher Katastrophenszenarien hielt die EU viele Schotten im September 2014 eher davon ab, der schottischen Unabhängigkeit zuzustimmen. Und jetzt sind auch die damaligen Gegner der Unabhängigkeit wütend.

Für die die Unabhängigkeit anstrebenden Schotten allerdings waren solche Argumente bloße Drohkulissen. Nicht nur die regierende Schottische National-Partei, sondern auch ein breites Spektrum anderer politischer Kräfte von links bis liberal waren überzeugt davon, dass ein gigantisches Ölreservoir vor der Nordküste des Landes zusammen mit dem Whisky-Export in die ganze Welt reichen würden, das Land über Wasser zu halten. Edinburgh könnte die gleichen Bedingungen anbieten wie London, es gäbe mehr soziale Gerechtigkeit als mit England. Man behauptet, die große Mehrheit in Schottland sei immer gegen die Privatisierungspolitik Thatchers gewesen.

Trotz aller wirtschaftlicher Risiken wiegt das schottische Identitätsgefühl jedoch schwerer und bekommt mit dem Brexit neuen Rückenwind. Sie sind anders als Engländer und Hunderte von Jahren des Zusammenseins war nicht ihre freie Entscheidung. Aber was heißt es eigentlich, Schotte zu sein? Was unterscheidet fleißige, geschäftstüchtige und weltoffene Schotten von genauso fleißigen und weltoffenen Engländern?

## Schottische Tapferkeit und andere europäische Werte



Edinburgh. Schott\*innen wollen weiter links fahren und trotzdem in der EU bleiben. Foto: Murat Küçük

*Highland Games in Dunkeld, ungefähr 150 km nördlich von Edinburgh.* Eine uralte Tradition aus Clanzeiten lebt weiter. Ein Kräffemessen der jungen Männer, begleitet von Tanz und Dudelsack-Musik. Ein Touristenmagnet, und wir sind dabei. Die Souvenir-Stände sind voll mit keltischen Symbolen: von nachgebildeten archäologischen Funden bis zu modernen esoterischen Phantasieprodukten nach Motiven uralter Schmuckobjekte. Die Symbole sind überall zu sehen, auch in Kirchen und auf Grabsteinen. Sie scheinen ebenso wichtig zu sein wie der Dudelsack und der Kilt – der traditionelle Männerrock in stolz zur Schau getragenen Clanfarben.

Wer die Kelten waren und woher sie kamen, weiß niemand so ganz genau. Die europäische Geschichte ist gleichzeitig eine unglaublich reiche Ein- und Auswanderungsgeschichte. Was sicher ist: 500 Jahre vor Christus waren sie schon da und ihrer Bezeichnung begegnen wir schon bei Herodot. *Keltoi* wurden sie von den alten Griechen genannt, auf deutsch bedeutet das ungefähr *die Tapferen*. Sie galten als sehr kriegerisches Volk und ihre Spuren sind überall zu sehen, auch in Freiburg.

Also sind die Schotten Nachfahren der Kelten? Nein, nicht ganz. Gälisch, das im Norden des Landes gesprochen wird, gehört zu den keltischen Sprachen wie Walisisch in Südwestbritannien. Doch eigentlich sind die Schotten insgesamt ein gemischtes Volk mit germanischen und nor-

mannischen Stämmen; schon im 9. Jahrhundert hatten sie ihr eigenes Königreich gegründet. Alba war bis ins 13. Jahrhundert dieses reiche unabhängige Königreich, und anscheinend nicht nur die Kelten, auch andere Stämme gingen genauso tapfer und leider genauso kriegerisch gegeneinander vor. Ende des 13. Jahrhunderts gelang es King Edward das Land unter seine Herrschaft zu bringen, allerdings gaben die Schotten nie ganz auf und hielten viele Machtspiele gegen England durch. Einmal durfte sogar ein schottischer König – James VI. – als James I. König von England werden. Trotzdem blieben Kirche, Rechtssystem und Verwaltungsstruktur meist getrennt. Ein gemeinsames Parlament wurde erst 1707 mit dem Act of Union möglich, dies war das Geburtsdatum Großbritanniens, doch es gab immer wieder Aufstände und Auseinandersetzungen bis in die modernen Zeiten.

Genug der Geschichte. Ein Großbritannien ohne EU ist wohl nicht mehr überzeugend für die Schotten. England wollte die Zuwanderung aus Polen und Osteuropa einschränken, dazu kam zuletzt die große Flüchtlingsbewegung. All das machte die Inselbewohner noch ängstlicher. Der Brexit war ein populistischer Reflex. Was nach dem Brexit im März 2019 passiert, weiß niemand. Das muss wohl noch länger in Brüssel verhandelt werden. Aber das Ganze interessiert die Schotten nicht mehr. Sie wollen in der EU bleiben und deshalb ist von einem zweiten Referendum die Rede.

Dabei ist den Schotten durchaus bewusst, dass mit der Unabhängigkeit wahrscheinlich die Arbeitsplätze dort oben noch knapper werden. Aber wenn sie sich trotzdem bereit dazu erklären mehr Flüchtlinge vom Kontinent in ihrem Land aufzunehmen, ist das nicht gleichzeitig ein wertvolles Kompliment für die EU? Mehr Solidarität täte schließlich nicht nur den Schotten gut.

■ In den letzten 40 Jahren unterstützte die europäische Union wichtige infrastrukturelle Entwicklungen in den letzten Teilen Schottlands – gleichzeitig die äußerste nördliche Grenze Europas. Auch in vielen Projekten in den Bereichen Bildung und Technologie, z.B. für die Erzeugung von Wellen- und Gezeitenenergie, haben Schottland und die EU eine starke Partnerschaft.

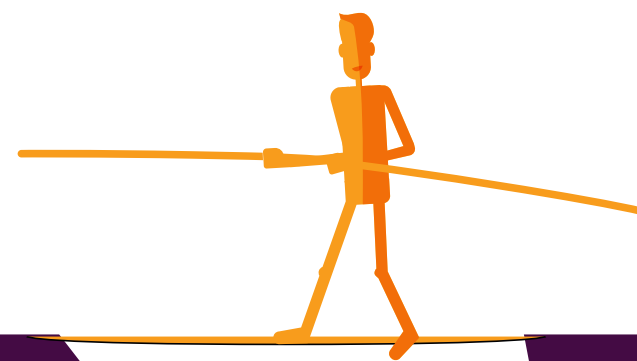
## Brexit und Angst

Man nennt London das »Paris-on-Thames« und die »sechstgrößte französische Stadt«, die mehr französische Einwohner als Nizza hat. Es sind natürlich nicht nur Franzosen oder Polen, die in Großbritannien leben: Insgesamt halten sich dort dauerhaft etwa 3,2 Millionen EU-Bürger aus allen Mitgliedstaaten auf. Der Rechtsstatus dieser »Ab-jetzt-Ausländer« ist noch nicht geregelt. Nicht besser geht es etwa 1,2

Millionen Briten in der EU. Die Verhandlungen der Politiker über den Status dieser beiden Gruppen dauern an, und niemand weiß genau, wie es weiter geht. Auch für die Briten und Britinnen in Freiburg bleibt eine ganze Reihe an Fragen offen: Wie sieht es mit Krankenversicherung, Rente, Sozialversicherung, Arbeitslosengeld oder Hartz IV aus? Weder die Arbeitsagentur noch andere Behörden wissen

Bescheid. »Ich bin seit über 20 Jahren in Freiburg, arbeite hier. Mir gefällt es hier und wahrscheinlich wäre ich in England viel ärmer, weil dort die soziale Unterstützung viel schlechter ist. Manchmal macht das Schicksal diese Art von Unterstützung nötig, das habe ich erlebt«, sagt eine Freiburgerin mit britischem Pass. Sie beantragt jetzt die deutsche Staatsbürgerschaft und ist bereit die britische abzugeben.

Früher konnte sie sich das nicht vorstellen. Vielleicht wird sich in der Realität, im Alltag unserer britischen Mitbürger in Freiburg letztlich gar nichts ändern, aber sie fühlen sich unsicherer, haben Angst. Viele reagieren mit Wut: Wieso darf über ihr Leben so bestimmt werden?



### Das Spiel mit dem Brexit

Von Alda Campos

Als im Jahr 2016 Ex-Premierminister David Cameron ein nationales Referendum über die britische Mitgliedschaft in der EU forderte, erwartete er bestimmt alles andere als die aktuelle Unsicherheit. Vielmehr war das politische Ziel, seine eigene konservative Partei zu vereinen und eine radikale Gruppe von »Separatisten« zu neutralisieren.

Die überraschenden Endergebnisse zeigten, dass etwa 52% der registrierten Wähler die EU verlassen wollten; 48% wollten bleiben. Innerhalb dieser Zahlen gab es erhebliche regionale Variationen: Schottland (62%) und Nordirland (55,8%) stimmten zu bleiben, wie auch London (60%). Die Mehrheit jüngerer Leute fühlte sich *europäischer* als die ältere Generation: 75% der Wähler im Alter von 18 bis 24 stimmten gegen den Brexit; 61%

der Wähler über 65 neigten zum Ausbruch. Bei den letzteren wollten manche eine Verkörperung alter Gefühle von imperialistischem Stolz sehen, so wie Ärger über unerwünschte Einmischung der EU in nationale Angelegenheiten.

Die Auswirkungen dieser Trennung von Europa auf das Leben vieler Menschen – nicht nur in Großbritannien, auch sogar in Freiburg – sind nicht zu unterschätzen. Peter Hill, Sozialarbeiter aus Edinburgh, ist ein Beispiel dafür:

Seit neun Jahren hat er eine Fernbeziehung und kommt regelmäßig nach Freiburg, um seine Partnerin zu besuchen und mit ihr Pläne für ein gemeinsames Leben zu machen – aber erst ab 2021, wenn er in Rente geht. »Nun gibt es viele Fragen und Unsicherheiten, wie Visum-Vereinbarungen, unterschiedliche Gesundheitsversorgung und die finanziellen Auswirkungen auf den sinkenden Wert des Pfunds«, sagt er. »In den laufenden Verhandlungen scheint es, dass die britische Regierung die Komplikationen des Brexit dramatisch unterschätzt hat.«

Auch die Freiburgerin Karin Heber zeigt sich sehr besorgt. »Ich fürchte, dass Großbritannien sehr naiv ist, was seine Attraktivität für andere Wirtschaftspartner angeht, und bislang ist noch nicht eine

Strategie erkennbar, wie das Land einer großen Inflation entgegenwirken will«, sagt sie. Nach ihrem Sozialpädagogik-Studium in Hamburg arbeitet Karin seit 2010 für das Jugendamt in Großbritannien. »Das Parlament in Westminster scheint nicht die geringste Eile zu haben, was Zusagen bezüglich Bleibe- und Arbeitsrecht für Menschen vom europäischen Kontinent betrifft. Ich glaube zwar, dass ich bleiben darf, weiß aber nicht unter welchen Bedingungen. Ich befürchte, nicht dieselben Rechte zu haben wie die Briten im Land. Es kann sein, dass wir einen »Zweiter-Klasse-Status« erhalten«, sagt sie. »Ich befürchte auch, dass die Ausländerfeindlichkeit zunimmt. Ich kann mir nicht vorstellen hier zu bleiben, wenn ich zwar darf, aber mich nicht willkommen fühle.«





Eine geht in die Schule und rappt leidenschaftlich, die andere hat in der Hochschule Arabisch unterrichtet und für die Dritte ist Fußball ihr Leben. Unterschiedlicher könnten sie nicht sein, doch es

gibt einen gemeinsamen Nenner unter den drei Frauen: Sie können schreiben, Geschichten erzählen. Im Rahmen der **InZeitungs-Schreibwerkstatt** hat Carmen Luna den Frauen geholfen, diese

Gabe zu entfalten und das auf einer für sie noch neuen Sprache: Auf Deutsch.

Mit Unterstützung von  
**samo.fa**



## Ein neues Lebensgefühl

Sport bringt Hoffnung, Mut und Ruhe

Von Narges Karimi

**A**ls Kind wusste ich nicht, was Sport bedeutet. Ich habe lange Zeit gedacht, dass Sport eine Art Spiel ist. Später dachte ich, dass er nur etwas für reiche Menschen ist.

Niemand hatte uns, meiner zwei Jahre jüngeren Schwester Nasrin und mir, erklärt, wie großartig er ist. Erst in der dritten Klasse habe ich richtig Sport betrieben: Volleyball! Und das hat mir sehr gut gefallen. Je älter ich wurde, desto mehr Sport wollte ich treiben. Im Iran war nur Schulsport möglich, zwei Stunden pro Woche. So kam es, dass ich fünf Jahre lang in der Schule Volleyball gespielt habe.

Mit 13 Jahren habe ich zusammen mit meiner Schwester in den Sommerferien an einem Taekwondo-Kurs teilgenommen. Aber der Kurs war nach drei Monaten zu Ende. Meine Schwester und ich übten auch nach dem Training und wir interessierten uns für Sportfilme. Wir verglichen uns oft mit Sportlern aus dem Fernsehen.

Während ich beim Volleyball war, wollte ich eigentlich Fußball spielen, aber das wurde nicht angeboten. Mein Vater war Fußballspieler. Ich erinnere mich, wie er immer die Sportnachrichten hörte oder sie in der Zeitung las. Ich habe meinen Vater gefragt, warum es keine Frauenfußballspielerinnen gibt. Er sagte, es gäbe auch Frauen, die Fußball spielen, aber nicht im Iran. Außerdem sagte er, Fußball sei ein Männer-Sport und Frauen könnten das nicht. Seither dachte ich: *»Ich möchte Fußballerin werden!«*

Dann gab es erstmals in der Schule einen Fußballtest. Ich war 14 Jahre alt. Ich habe daran teilgenommen und bestand, doch meine Lehrerin sagte: *»Du bist Afghanin und deshalb darfst du leider nicht mitmachen.«*

Ich bin Afghanin und außerdem ein Mädchen. Ich kann nichts tun, weil meine Familie und die Verwandten, außer Papa vielleicht, dagegen wären. Vier Jahre lang habe ich nicht dafür gekämpft. Als ich mit der Schule

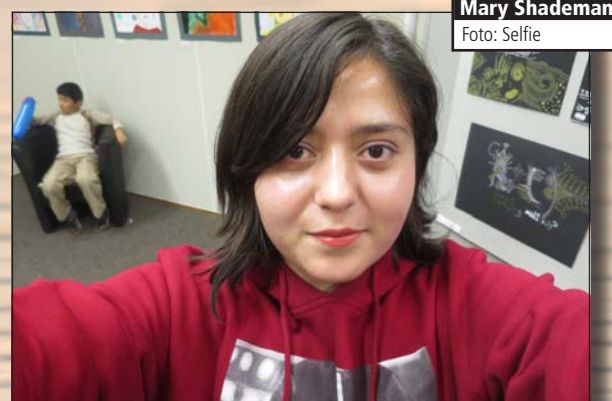
fertig war, arbeitete ich mit meinem Vater fast jeden Tag als Schneiderin. In dieser Zeit hatte ich keine Hobbys. Das änderte sich, als mir meine Schwester erzählte, dass da eine Frau war, die einen Frauenfußballverein organisiert. Das Problem war nur: der männliche Trainer. Ich wollte unbedingt teilnehmen, aber ich wusste, dass mein Vater es nicht erlauben würde. *»Ich habe kein Hobby, gehe nicht zur Schule, arbeite nur immer«,* sagte ich ihm. Er möge sich bitte mit dem Trainer treffen. Dann stellten sie fest, dass sie sich schon kannten, weil sie früher zusammen Fußball gespielt hatten.

Deshalb erlaubte mein Vater mir die Teilnahme. Wir trainierten dreimal in der Woche, immer vormittags, zuerst in einem Park. In der Mannschaft spielten dreißig Afghaninnen und acht Iranerinnen. Wir haben im Park gejoggt und Techniken geübt. Im Herbst trainierten wir immer noch im Park, obwohl es kalt war. Im Winter mietete der Verein außerhalb meiner Stadt eine Halle. In religiösen Städten wie Mashhad dürfen sich Frauen und Männer nicht in der gleichen Halle aufhalten, deswegen wusste niemand, dass wir dort (mit unserem männlichen Trainer) waren. Alle Fenster wurden geschlossen und die Vorhänge zugezogen, so konnten wir trainieren und Fußball spielen, mit *Hijab* (Kopftuch), in langen Hosen und Jacken.

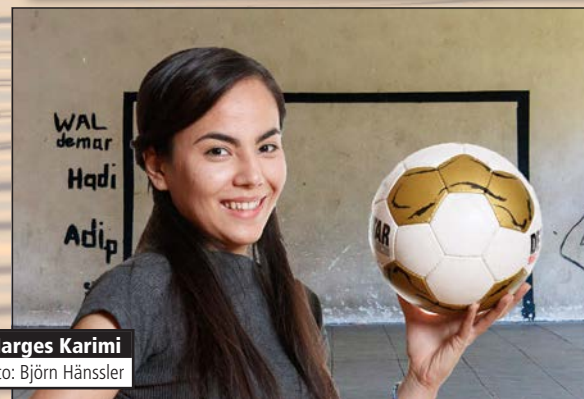
Ich hatte ein neues Lebensgefühl, alles war so locker und ich musste nicht mehr an unangenehme Dinge denken. Sport kräftigt den Körper, bringt Hoffnung und macht mutiger. Er macht mich ruhig.

Als ich in Deutschland ankam, habe ich schnell ein neues Team gesucht und jetzt kicke ich montags und mittwochs mit zwölf deutschen Mädels und einem aus dem Iran.

■ Narges Karimi, 22 Jahre alt, ist im Iran geboren und hat afghanische Wurzeln. Sie ist 2015 mit ihrer Familie nach Deutschland gekommen. Narges geht zur Schule und möchte Architektur studieren. Ihre große Leidenschaft ist der Fußball.



Mary Shademani  
Foto: Selfie



Narges Karimi  
Foto: Björn Hänsler



Nadima Bakkour  
Foto: kwasibanane

## Die beste Mama

Engagiert für Gleichheit und Frieden

Von Mary Shademani

**M**eine Mutter heißt Setareh. Für mich ist sie die beste Mama, die man haben kann. Sie war sehr jung, als sie von einer anderen Familie adoptiert wurde. Das wurde ihr von der Adoptivfamilie und Nachbarn erst erzählt, als sie etwa sechs Jahre alt war. Zur dieser Zeit war das Leben von Setareh sehr hart: Sie hatte keine Rechte, durfte ihre Gefühle nicht ausdrücken, hatte als kleines Mädchen keine Sicherheit. Sie musste viel arbeiten und niemand half ihr.

Setareh ist heute 37 Jahre alt und lebt in Deutschland mit ihrer Familie. Es war ein weiter Weg bis hierher und sie hat heute ein ganz anderes Leben. Vor allem hat sie hier Sicherheit und möchte sich zur Krankenschwester weiterbilden. Sie ist wegen ihrer Kinder nach Deutschland gekommen. *»Ich hatte kein gutes Leben, und ich will nicht, dass meine Kinder mit denselben*

*Problemen wie ich konfrontiert werden«,* sagt sie. Sie ist nicht nach Afghanistan gegangen, weil sie dort keine Familie mehr hat. Ihre Mutter hat sie schon als kleines Kind verloren. Setareh findet wichtig, dass es keine Gewalt gegen Kinder gibt.

Ich frage sie, welche Bedeutung die Traditionen in Afghanistan in der Situation der Frauen haben. *»Die Frauen in Deutschland haben viele Rechte. Sie können wählen, was sie wollen, sie können auch wählen, wen sie heiraten möchten, sie entscheiden auch, ob sie studieren oder nicht. In Afghanistan haben sie nicht diese Freiheiten und Chancen. Das hat mit einer alten Denkart dort zu tun.«*

Ich habe Setareh gefragt, ob sie sich ein anderes Leben gewünscht hätte. *»Nein«,* sagt sie, *»weil ich jetzt durch meine Lebenserfahrungen verstehe, welche die Probleme der Frauen sind.«* Und dann fügt sie hinzu, *»Einer meiner größten Träume, der sich in meinem aktuellen Leben verwirklicht hat, ist, dass ich Kinder bekommen habe, und ich freue mich jedes*

*Mal, wenn sie mich »Mama« nennen. Ich kann und möchte ein Vorbild für sie sein. Sie sollen eine gute Ausbildung haben, etwas lernen, studieren.«*

Sie meint, dass das größte Problem in Afghanistan der Mangel an Bildung ist, und der Grund dafür ist der Krieg, der die Gesellschaft prägt. *»Ich finde Bildung ist ein wichtiger Schlüssel, der enge Türen öffnet und eine Gesellschaft gesund macht. So wollte ich immer meine Kinder erziehen. Ich wünsche mir ein sicheres Dach über dem Kopf für meine Kinder und alle Menschen. Ich wünsche mir, dass sie das Recht haben, sich frei auszudrücken. Ich wünsche mir eine Welt, in der Frieden ist.«*

Als sie jung war, hatte sie immer am ersten Schultag die Schülerinnen vor dem Fenster ihres Hauses gesehen und im Radio gehört: *»Heute ist die erste Schultag ...«* Sie war traurig, dass sie nicht in die Schule gehen konnte und sie schwor sich: *»Wenn ich Kinder bekomme, dann werde ich sie zur Schule schicken.«*

Ich frage Setareh, ob sie ihre richtige Familie eines Tages finden möchte. *»Das ist einer meiner größten Wünsche. Ich möchte meine Mutter fragen, welche Situation sie*

*dazu brachte, mich, ein kleines Mädchen, so ungeschützt an eine andere Familie abzugeben.«*

Trotz ihres schweren Leben ist Setareh positiv geblieben, lacht gerne und engagiert sich, um etwas aus ihrem Leben zu machen. Sie denkt: *»Wenn es Diskriminierung und Mangel an Gleichheit zwischen den Menschen gibt, dann kämpfe dagegen und versuche, Frieden in die Welt zu bringen.«*

Sie wünscht sich, dass eines Tages ein Buch über ihre Lebensgeschichte geschrieben wird. Sie möchte den Leuten zeigen, wie schwer das Leben afghanischer Frauen ist. Sie will den afghanischen Frauen sagen, dass sie nicht alleine sind, und dass sich alles ändern wird.

■ Mary Shademani, 19 Jahre alt, ist im Iran geboren und hat afghanische Wurzeln. Sie geht zur Schule und möchte später Zahnmedizin studieren. Sie findet gleiches Recht für alle Menschen und freie Meinungsäußerung sehr wichtig. Auch sollte die freie Berufswahl für Mann und Frau selbstverständlich sein. Sie hält auch Hausfrauen für sehr wichtig in der Gesellschaft. Kinder sollten geschützt sein und gewaltfrei behandelt werden. Sie ist Rapperin und eine talentierte Graffiti-Künstlerin.

## Freundschaft macht gesund

Euer Freund ist die Antwort auf eure Bedürfnisse

Von Nadima Bakkour

**S**eit ich nach Deutschland gekommen bin, beschäftige ich mich mit dem Thema Freundschaft. Ich bin jetzt in einem neuen Land, in einer Ausnahmesituation. Aus diesem Grund brauche ich Freunde, die mich unterstützen und mir zeigen, wie alles hier funktioniert, Freunde, die für mich da sind. Ich bin auf die Idee gekommen, Menschen zu befragen, was Freundschaft für sie bedeutet.

Ich habe Else aus Deutschland gefragt. Für sie ist Vertrauen sehr wichtig. Wenn das nicht da ist, sagt sie, dann geht die Freundschaft auseinander.

Für Ali aus Syrien macht Freundschaft gesund. Wenn man viel Stress und Probleme hat, und spricht darüber mit einem Freund,

dann wird man relaxt und fühlt sich viel besser.

Linda aus Ghana meint, Vertrauen und Zuverlässigkeit sind sehr wichtig. Ein Freund muss flexibel sein und für sie da sein im Notfall.

Bader aus Syrien ist zunächst sehr nachdenklich. Er weiß nicht, wie er seine Gedanken über Freundschaft erklären soll. Dann sagt er, *»ein Freund ist für mich immer da, wenn ich ihn brauche. Ein Freund ist nicht nur zum Feiern, er ist auch in schlechten Momenten da.«*

Johannes aus Deutschland meint: *»Ein Freund kann mitten in der Nacht zu mir kommen und ich mache die Tür auf, damit er sein Herz ausschütten kann. Ich vertraue meinem Freund hundertprozentig. Was ich ihm anvertraue, erzählt er niemandem. Mein Freund kann mich nerven, ohne dass ich die Freundschaft kündige.«*

Ohne Freunde ist das Leben sehr schwierig. Als ich noch im Libanon lebte, waren die Menschen oft für mich da: meine Familie, die Nachbarn, meine Arbeitskollegen. Ich habe bis jetzt Kontakt mit meinen Uni-Freunden, die überall in der Welt leben.

Einmal war ich in Deutschland im Krankenhaus für ein paar Tage. Ich war total alleine. Es war schrecklich, niemand war für mich da. Ich war schockiert. Die deutsche Frau neben meinem Bett war auch alleine. Ich habe sie gefragt: Wo sind deine Kinder, deine Freunde? Sie hatte sogar Enkelkinder. Ich habe mich gefragt, aber wo sind sie? Die Frau war auch unzufrieden, aber gewöhnt an diese Situation. Sie hat mir geantwortet: *»Hier ist das normal.«*

Meine große Frage ist, wie man hier eine richtige Freundschaft hinkriegen kann. Um eine enge Freundschaft aufzubauen, braucht man Zeit und Geduld, habe ich mir gesagt. Ich bin nun fast drei Jahre in Deutschland und langsam fange

ich an, die kulturellen Unterschiede besser zu verstehen. Und trotzdem ist es nicht einfach für mich. Wenn ich die Antworten meiner Befragten betrachte, denke ich, dass es egal ist, aus welchem Kulturraum man kommt: Zuverlässigkeit und Vertrauen sind sehr wichtig, um eine Freundschaft zu festigen.

Über Freunde und Freundschaft kann man viel mehr sagen, aber ich möchte meine Reflexionen mit einem Gedanken über die Freundschaft von dem weltberühmten libanesischen Schriftsteller, Gibran Khalil Gibran beenden: *»Euer Freund ist die Antwort auf eure Bedürfnisse. Er ist euer Feld, das ihr mit Liebe säht und mit Dankbarkeit erntet. Und er ist eure Speise und euer Herd. Denn ihr geht zu ihm mit eurem Hunger und sucht ihn auf, wenn euch nach Frieden verlangt.«*

■ Nadima Bakkour ist 36 Jahre alt. Sie ist im Libanon geboren und lebt seit drei Jahren in Deutschland. Sie hat in ihrem Land Arabische Literatur studiert und unterrichtet.



Das Gespräch führte Dominik Heißler

Nach dem Schulabschluss habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) gemacht. Ich gehe ins deutsche Ausland, habe ich gewitzelt. Doch die Zeit im offenen Treff in Leipzig prägt mich bis heute. Im Studium war ich ein Jahr lang in Spanien, in Mexiko habe ich das Praxissemester verbracht. Die Chance, durch das FSJ ins Ausland zu gehen, haben auch Roberto (22) aus Chile sowie Emma (23) und Diana (21) aus Mexiko genutzt. Mit dem *Badischen Roten Kreuz* arbeiteten sie ab September 2016 ein Jahr lang in verschiedenen Einrichtungen in und um Freiburg. Im Gespräch sind wir zwischen Spanisch und Deutsch hin- und hergesprungen – für alle eine angenehme Bereicherung.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass das Leben in der Gastfamilie etwas Besonderes ist. Welche Situation wird euch in Erinnerung bleiben?

Roberto: Ich wohne mit zwei Studenten in einer Wohngemeinschaft für betreutes Wohnen. Einer von ihnen hat mich an Weihnachten zu seiner Familie eingeladen – über diese Offenheit habe ich mich sehr gefreut.

Diana: Bei der ersten Familie habe ich mich nicht wohl gefühlt. Also bin ich umgezogen. Meine zweite Gastmutter hat dann eine Freundin aus El Salvador eingeladen, damit ich Spanisch reden kann. Es war wohligh warm in der Wohnung und wir haben uns bei Käsekuchen unterhalten.

Mit einer Gastfamilie aus dem Praktikum habe ich heute noch Kontakt. Wir verstehen uns gut, aber es gibt auch Unterschiede. Was habt ihr denn als anders empfunden?

Diana (schnell): *El desapego*. Wir diskutieren, was das heißt. Desinteresse? Unabhängigkeit? Losgelöstheit?

Diana: In Mexiko macht die Familie alles zusammen. Die Kinder bleiben daheim, bis sie 30 sind. Hier macht jeder sein Ding.

Emma: An Silvester zum Beispiel war mein Gastbruder nicht hier. In Mexiko ist die Familie immer zusammen, sie ist der Kern von allem.

Roberto: In Chile ist es mehr wie in Deutschland.

Könnt ihr mir von einem bewegenden Moment bei eurer Arbeit erzählen?

Emma: Eine Patientin lässt sich nur

von mir helfen. Sie erzählt mir von ihrer Familie, zeigt mir alte Fotos und wir reden viel miteinander.

Diana: Ich mag das gemeinsame Frühstück jeden Mittwoch im Kleiderladen. Meine Kollegen sind sehr nett und rücksichtsvoll und interessieren sich für das, was ich tue.

Roberto: Einen bestimmten Moment kann ich nicht nennen. Aber mir gefällt die Arbeit – außer das frühe Aufstehen. Es macht mich zufrieden, dass die anderen sagen, dass ich eine Hilfe bin und dass ich meine Arbeit gut mache.

Mein Bild von »den Mexikanern« habe ich schnell sehr verändert, als ich dort war. Haben sich eure Vorurteile über »die Deutschen« bestätigt?

Diana: Ich dachte immer, dass die Deutschen unflexibel seien. Aber bei der Arbeit habe ich gemerkt, dass sie nicht so auf Routine versessen oder verschlossen sind, wie ich dachte.

Emma: In Deutschland wie in Mexiko gibt es eben Menschen aller Art. Die, die strikte Ordnung wollen – und die, die sehr offen sind für neue Sachen. Aber die Deutschen sind weniger emotional.

Roberto: Kalt, meinst du (lacht). Nein, stimmt schon: Ich dachte zum Beispiel, in Deutschland trinken alle Bier – und meine Mitbewohner trinken gar nicht. Auch bei der Arbeit gibt es die Workaholics und die lockeren. Ein Tutti-Frutti von Persönlichkeiten.

Nun ist euer FSJ bald zu Ende. Mit was für Gefühlen denkt ihr an eure Heimreise?

Diana: Mit Freude und mit Unsicherheit. Ich freue mich auf meine Familie, meine Hunde. Aber ich habe hier gelernt, unabhängig zu sein und will mein Leben jetzt eigenständiger führen. Ein Jahr lang habe ich Müll getrennt, regional eingekauft, auf meinen Wasserverbrauch geachtet – und zurück in Mexiko wird das alles wieder anders. Das wird ein ziemlicher Schock.

Emma: Ich will mir diese Unabhängigkeit in Mexiko bewahren. Ich will anfangen, die Dinge losgelöster von der Familie zu regeln.

Geht ihr anders zurück als ihr gekommen seid?

Emma: Ich bin durch die Arbeit mit alten Leuten viel, viel geduldiger geworden.

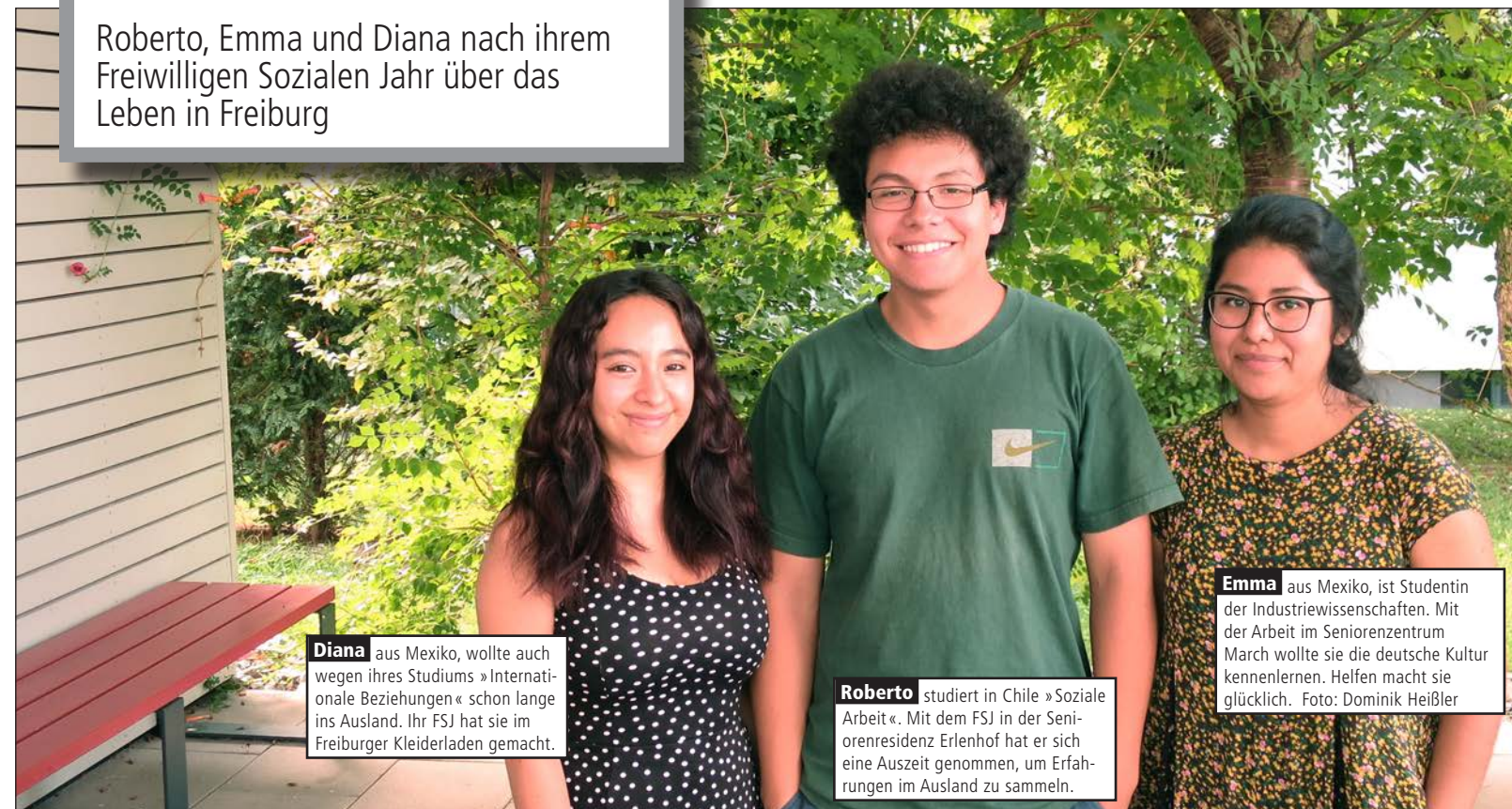
Roberto: Dadurch dass ich alleine gelebt habe, bin ich organisierter geworden. Wenn ich neuen Leuten begegne, frage ich mich jetzt: Was hat diese Person zu der gemacht, die sie ist?

Diana: Ich habe mehr Vertrauen: in mich, in das, was ich denke und mache. Ich versuche, die Menschen zu verstehen, will mehr über sie erfahren, bevor ich über sie urteile.

■ Freiwilligendienste beim DRK – Online bewerben unter: [drk-baden-freiwilligendienste.de](http://drk-baden-freiwilligendienste.de)

## Ein Tutti-Frutti von Persönlichkeiten

Roberto, Emma und Diana nach ihrem Freiwilligen Sozialen Jahr über das Leben in Freiburg



Diana aus Mexiko, wollte auch wegen ihres Studiums »Internationale Beziehungen« schon lange ins Ausland. Ihr FSJ hat sie im Freiburger Kleiderladen gemacht.

Roberto studiert in Chile »Soziale Arbeit«. Mit dem FSJ in der Seniorenresidenz Erlenhof hat er sich eine Auszeit genommen, um Erfahrungen im Ausland zu sammeln.

Emma aus Mexiko, ist Studentin der Industriewissenschaften. Mit der Arbeit im Seniorenzentrum March wollte sie die deutsche Kultur kennenlernen. Helfen macht sie glücklich. Foto: Dominik Heißler



Keine Diskriminierung. Studentische Demonstration gegen Studiengebühren in Freiburg Ende April. Fotos: kwasibanane

## Ich bin EU

– und was bist Du?

Von Melisa Mustafovic

Nicht EU-Buddy? Das würde sich schon auf dem Kontoauszug bemerkbar machen, nachdem die Studiengebühren zum Wintersemester 2017/18 bezahlt worden sind. Bachelor- und Masterstudiengänge sind nun an baden-württembergischen Universitäten für Nicht-EU-Staatsbürger gebührenpflichtig. Mit 1500 Euro pro Semester ist man dabei. Ein Studium in der Regelstudienzeit kostet dann umgerechnet 15.000 Euro, gewiss eine bessere Investition als ein Neuwagen, selbst einer mit Elektroantrieb inklusive Staatsprämie. Die Nachhaltigkeit eines Studiums bleibt auch Jahrzehnte nach dem Abschluss bestehen, das Köpfchen darf man immer benutzen und die Ladestation ist in unserer WLAN-Wissensgesellschaft fast überall verfügbar. Aber warum hat Baden-Württemberg als erstes Bundesland überhaupt diese Studiengebühren eingeführt?

Nun, es gibt zwei Antworten. Einmal ist es angelehnt das hehre Ziel, die Studienbedingungen für internationale Studierende, deren Zahl seit 2005 um 50% gestiegen ist, zu verbessern, damit sie ihr Studium mit Erfolg abschließen können und nicht vorzeitig abbrechen müssen. Also verbleiben, für eine bessere Betreuung, 300 Euro pro Mann und Semester direkt an den Universitäten. Die restlichen 1.200 Euro werden dem Land zugeführt. Und da kommen wir schon zu unserer zweiten Antwort. Die Landesregierung in Stuttgart ist zu einer Schuldenbremse verpflichtet und möchte statt drastischen Einschnitten im Wissenschaftsbereich eher Einnahmesteigerungen erzielen. Das bedeutet, dass Forschung und

Lehre aufgrund der zu stopfenden Finanzlöcher im Haushalt keine Einbußen erleiden sollen. Nach Berechnungen der Opposition im Landtag würden die Studiengebühren etwa 35 Millionen Euro im Jahr einbringen, immerhin eine stattliche Summe. Somit kann eine lebendige Wissenschaft und Gründerkultur in der Hochschullandschaft gefördert werden, was gut für die Wirtschaft ist. Nun wird die Gegenmeinung laut, dies solle nicht auf dem Rücken der internationalen Studierenden ausgetragen werden. Gezielte Ausnahmeregelungen sollen dem Abhilfe schaffen. Aus Gründen der Sozialverträglichkeit, ein schönes Wort, ist es vorgesehen, dass einige Gruppen von Studiengebühren verschont bleiben. Für alle bereits Eingeschriebenen gilt der Bestandsschutz, sie dürfen unter alten Bedingungen weiter studieren, so wie Studierende der Erasmus-Partneruniversitäten. Es ist auch vorgesehen, dass deutsche Abiturient\*innen, die keine deutsche Staatsangehörigkeit haben und Geflüchtete sowie besondere Härtefälle von den Studiengebühren verschont bleiben. Außerdem kommen Hochbegabte in den Genuss des 5%-Kontingents und müssen keine Gebühren bezahlen. Ein wesentlicher Anteil der

Schon vor Einführung der Studiengebühren für internationale Studierende zweifelte Expert\*innen an deren Verfassungs- und Völkerrechtsmäßigkeit. Ein Student hat beim Freiburger Verwaltungsgericht Klage gegen die neuen Gebühren für ihn selbst und andere ausländische Studierende in Baden-Württemberg eingereicht. Der »Studierendenrat der Universität Freiburg«, das »Aktionsbündnis gegen Bildungs- und Studiengebühren«, der »freie Zusammenschluss von Student\*innenschaften« und der »Bundesverband ausländischer Studierender« unterstützen ihn dabei.

Sina Elbers, Vorständin der Studierendenvertretung der Uni Freiburg, erklärt dazu: »Durch die Unterstützung dieser Klage werden wir unseren internationalen Kommiliton\*innen dabei zur Seite stehen, ihre Teilhabe- und Gleichheitsrechte wieder zu erlangen, die ihnen die Landesregierung fälschlicherweise abgesprochen hat.«

Trotz massiven Widerstands und diverser Argumente von Seiten der Studierenden, Gewerkschaften, Migrations- und Entwicklungsverbänden und anderen Landtagsfraktionen, beschloss die grün-schwarze Landesregierung am 9. Mai 2017 die Einführung der Studiengebühren für Nicht-EU-Ausländer\*innen und Studierende im Zweitstudium. Laut einem 2014 erstellten Rechtsgutachten des Juristen Wilhelm Achelpöhrer verstoßen die Gebühren gegen den Gleichheitssatz in Art. 3 Abs. 1 des Grundgesetzes, das Recht auf Bildung in Art. 11 Abs. 1 der Baden-Württembergischen Landesverfassung und verschiedenen Teilhabe- und Gleichheitsrechten des UN-Sozialpakts.

► Das Bündnis kann telefonisch (0761 2032033 und 0151 52112078) oder per Mail ([vorstand@stura.org](mailto:vorstand@stura.org)) erreicht werden.

## Gegen Diskriminierung in Grün-Schwarz

ein großes Potenzial entgehen. Denn ein Hochschulstudium gilt nicht nur der Wissensvermittlung, sondern auch der Persönlichkeitsbildung. Weißrussland, die Türkei, Russland, Iran, die arabischen Staaten würden wohl auch davon profitieren, ihre hellen (und kritischen) Köpfe woanders ausbilden zu lassen, damit sie ihr Land wieder in den Griff bekommen.

Eine Möglichkeit wäre, die gebührenfreien Erasmusprogramme intensiv zu erweitern, um möglichst viele willige, nicht finanzstarke Studierende an Bord zu holen. Oder alternativ, die Gebühren gemessen am Einkommen der Eltern und der eigenen Studienleistungen zu gestalten. Und es sollte dann für alle gelten, für Südamerikaner genauso wie für Deutsche, so wie es beim Zweitstudium mit 650 Euro pro Semester der Fall ist.

Am besten wäre es, Studiengebühren ganz fallen zu lassen, wie der Studierendenrat der Universität Freiburg meint (siehe Kasten).

Befreiungen betrifft auch ärmste Entwicklungsländer aus dem afrikanischen, asiatischen, karibischen und pazifischen Raum. So das Ministerium.

Nun stellt sich die Frage, wie es mit den Balkanländern aussieht, die (noch) keine EU-Mitgliedschaft besitzen, wie z. B. Bosnien, Mazedonien, Montenegro, Kosovo und Serbien. Mit ihrem BIP stehen sie nicht besser da als mancher afrikanische Staat. Studierende aus Ländern wie der Ukraine, Georgien und Armenien etc. könnten die zarten und aufkeimenden



Zum ersten Mal sah ich sie in ihrem Garten. Sie trug eine kurze Hose und eine kurzärmelige Bluse. Sie pflegte ihre Rosen, das war es, was sie am meisten liebte. In einigen Wochen würde sie 90 Jahre alt werden.

Als sie meine Gegenwart bemerkte, blickte sie mich mit ihren blauen, weichen und zugleich blitzenden Augen an. Sie war klein, scheinbar schwach, aber nein, sie trug eine aus ihrem langen Leben gesammelte Kraft in sich. Sie gab mir die Hand und bat mich in ihr Haus einzutreten. Wir tranken Saft.

Für mich war es eine Herausforderung. Ich kannte schon ein paar Wörter Deutsch, aber diese überschlugen sich so in meinem Kopf, dass es mir schwerfiel, mich auszudrücken. Ich sprach von diesem Hindernis, worauf sie antwortete, dass die Sprache kein Problem darstelle.

So begann unser gemeinsames Leben, sie mit gutem Willen, und ich versuchte immer, sie zu verstehen und vor allem, ihr nützlich zu sein. Mit der Zeit verstanden wir uns immer besser, nicht nur, was die Sprache betraf. Ein gemeinsames Interesse zwischen uns war die Literatur, die gemeinsamen Bücher, die wir beide begeistert im Laufe unserer Leben gelesen hatten und damit Themen ohne Ende hatten. Ihr Erinnerungsvermögen war sehr gut, wenn es sich um Gedichte von Goethe handelte, und sie zitierte sie mit größtem Vergnügen.

Es kam der Winter mit hartnäckiger Kälte, meine Füße waren stets kalt... deshalb wärmte ich immer meine Schuhe auf dem Heizkörper vor. Sie bemerkte das und sagte: »Es gibt so gute Stiefel, ich werde für dich die besten besorgen.« Und so war es: nicht nur meine Füße wurden jetzt gewärmt, sondern auch mein Herz.

Sie war eine feine Frau mit sehr verwurzelten Gewohnheiten, aber mit der Fähigkeit, neue Vorschläge und Erklärungen über das menschliche Dasein anzunehmen, eine wirklich offene und vielfältige Frau.

Dann kam auch der Tag, an dem ich sie zum letzten Mal sah. Sie stieg ein, oder besser gesagt, sie transportierten sie in einem weißen Wagen mit rotem Kreuz. Bevor man die Tür zuschlug, schickte sie mir noch einen Luftkuss mit einem leichten Lächeln zu. Und weg war sie. Alles passierte sehr schnell. In ihrem Garten blieben ihre Rosen zurück, und die Erinnerung an sie ist in mir geblieben.

Mit ihr habe ich gelernt, deutsch zu sprechen und viele andere Dinge. Es waren zwei unterschiedliche Welten, eine andere Sprache, andere Gewohnheiten, eine andere Generation. Aber über allem standen das Vertrauen, der Respekt und die Zuneigung, all die Beigaben, die unseren Weg begleiteten. Sie zu kennen war ein großes Geschenk, es war so, wie wenn du langsam, ohne einen Laut, einen Weg einschlägst und auf einen Garten voller Überraschungen triffst, mit tausend Farben und Düften...

## Ein Garten voller Überraschungen

Von Tatiana Solaris



Sie pflegte ihre Rosen, das war es, was sie am meisten liebte. Foto: kwasibanane

## Zusammenspiel

Wieso Freundschaft unter Kindern eine Herausforderung bleibt

Von Maria Greshake

Im Jahr 2014 hatten wir Kick im Park etabliert. Das Ziel war, Kinder aus dem Flüchtlingswohnheim der Bissierstraße mit Kindern aus dem Stadtteil Betzenhausen zusammenzubringen.

Zuerst probierten wir auf nahegelegenen Grünflächen zu spielen, doch mit Ausbleiben der Kinder verlegten wir das Angebot direkt ins Wohnheim. Das Problem war nur, dass dieses für einige Kinder anscheinend eine Tabuzone darstellte. Bei der Vorstellung des Angebots in der Heibelschule entgegnete mir eine Schülerin: »Da wohnen doch Zigeuner. Mit denen darf ich nicht spielen.« Es war möglicherweise nicht nur der Ort, sondern auch die Stigmatisierung der Menschen, die dort leben, weshalb deutsche Kinder lange Zeit ausblieben.

Als die Umbaumaßnahmen in der Bissierstraße begannen

und wir keinen Fußballplatz mehr zur Verfügung hatten, wagten wir wieder den Schritt an einen öffentlichen Platz. Nun trafen wir die Kinder aus dem Flüchtlingswohnheim im Eschholzpark, doch die Einheimischen blieben aus. Ab und zu spielte zwar der ein oder andere Junge mit, aber sie kamen oft nicht wieder. Häufig war zu beobachten, dass die geflüchteten Kinder während der Spiele in ihrer Muttersprache kommunizierten und sich die anderen ausgeschlossen fühlten. Auch war bei ihnen oft der Wunsch da, eine Art Gegenmannschaft aufzubauen, um gegen Die Deutschen zu spielen. Und noch etwas anderes ist sicherlich auch ausschlaggebend: Ihr Umgangston schreckte andere Kinder hin und wieder ab. Was ich damit meine? Ein Sieg ist für die Kinder des Wohnheims ungemein wichtig. Auch wenn sie schon einige Jahre in Deutschland leben, versuchen sie – so mein Eindruck – ihre Randstellung durch die sportliche Leistung aufzubrechen. Sie suchen nach Anerkennung und Wertschätzung, die sie für ihren Migrationshintergrund oft nicht bekommen, sie haben das Gefühl, ihn ausgleichen zu müssen. Es ist natürlich bei vielen Kindern zu beobachten, dass sie nicht verlieren können, aber es gibt wenige, die aus Wut darüber nach Hause gehen, das Spiel boykottieren oder aggressiver in die Zweikämpfe gehen und sich bei Fehlern Schimpfwörter zu rufen – einfach aus Frust und Ärger über ein Gegenor, das vielleicht zur Niederlage führt. Nicht zuletzt spiegelt sich in ihrem Verhalten auch erlebte Gewalt

wider, für die der Sport ein wichtiges Ventil ist. Das schreckt jene Kinder ab, die ihre Emotionen unter Kontrolle haben und einfacher mit einer Niederlage im Sport umgehen können. Der Wert des Spiels ist schlichtweg ein anderer.

Nach drei Jahren isoliertem Angebot mit ausschließlich Kindern aus den Flüchtlingswohnheimen sind seit ca. zwei Monaten zwei Kinder aus dem Stadtteil Haslach bei uns. Was treibt sie an dazukommen und wieso klappt das Zusammenspiel so gut? Es liegt einerseits an der Nähe zu ihrem Wohnhaus, auch wohl daran, dass einer der beiden selbst persisch spricht und einen Migrationshintergrund hat. Nicht zuletzt bin ich erstaunt darüber, dass sie trotz ihres sozial schwachen Hintergrunds äußerst reflektiert und geduldig mit mehr Toleranz und stärkerem Einfühlungsvermögen mit den geflüchteten Kindern umgehen, vielleicht auch, weil sie selbst Erfahrungen von Ausgrenzung erlebt haben. Mittlerweile wird nahezu ausschließlich deutsch gesprochen, gemeinsam gelacht und die zwei aus dem Stadtteil werden akzeptiert.

Da die Schulen teilweise durch zahlreiche Vorbereitungs- und stadtteilabhängige Migrationsanteile eine Parallelstruktur übernehmen, ist der private Bereich von großer Bedeutung. Und ein wesentlicher Aspekt dabei scheint mir eine tolerante und offen vorgelebte Erziehung im Elternhaus.

■ Kick for Refugees. step stiftung  
► www.step-stiftung.de

Von Vera Bredova

Ich fuhr mit dem Fahrrad vorbei und bemerkte ein ungewöhnliches blaues Schild. Orientalische Lampen, eine marokkanische, aus Holz geschnitzte Tür und ein Teppich hängen innen an der Wand. Aber ein orientalisches Restaurant ist es nicht! An einer anderen Wand sah ich Urkunden, vom Vegetarierbund und Veganer. Allerdings auch kein Hipster-Café. Ich setzte mich

auf eines der antik geschnitzten Stühlen neben eine Trommel, mit Blick auf ein Gemälde mit griechischen Inseln. Das Essen war sehr lecker, vor allem die Auberginen, und es kostete nicht viel. Nach ein paar Monaten erhielten wir einen Leserbrief: »Wir haben hier in Ebnat ein wunderbares kleines Café. Dort finden sich alle Menschen, egal, welcher Herkunft, ob Mann oder Frau, egal, welcher Religion zusammen. Dieses Café hat unsere kleine Ortschaft aufblühen lassen.«

Ich fuhr noch einmal vorbei. Die Inhaberin, Sonja Poursabet, kommt aus Teheran. Ihre Großmutter war Lehrerin, ihr Vater Ingenieur, der Bruder ist Professor für Wirtschaft. Sonja ist die einzige in der Familie, die eine künstlerische Ader hat. Sie zeigte mir ihre Bilder: Meistens Frauen-Portraits, ein bisschen melancholisch. Sie sehen technisch vollkommen aus, obwohl sie Malerei nie studiert hat. Sie malt viel und ist musikalisch. Vor zwei Jahren hat sie sich ein Klavier gekauft und sich das Spielen auch selbst beigebracht, erzählt

sie mit Ihrer warmen Stimme. Ich fragte sie, ob sie auch singt. »Ich singe nur für mich, traurige persische Liebeslieder«, lächelt Sonja, »Ich vermisse mein Land sehr, meine Familie, die Sprache, Gerüche, das Essen, unsere Gewürze, Pistazien, Obst und Gemüse. Jedes Jahr reise ich dorthin.«

Nostalgie und kreative Begabung machen ihre Küche aus. »Ich habe noch nie einen Kuchen hier auf Rezept ge-

## Café am Schloss

Kuchen und veganes Essen werden Gäste nicht vergessen

macht, aber ich habe das auch nicht in Iran gelernt. Dort gibt es keinen Mohnkuchen. Das sind alles meine Erfindungen. Ich sehe jemandem beim Backen zu und dann improvisiere ich selbst.«

Samstagsvormittags ist viel los und wir werden ständig unterbrochen. Eine Hochzeitsgesellschaft kommt aus dem Schloss-Park. Während sie bestellen, interviewe ich Kund\*innen.

»Ich fahre oft vorbei, habe schon viel davon gehört und wollte heute meine Chance nutzen«, erzählt Regine, eine der Mitbegründerinnen des ersten Bioladens in Freiburg. »Die neue Generation geht mit Vegetarismus selbstverständlicher um, Vegetarisches wird jetzt selbst auf dem Land angeboten. Früher bekam man gesagt: »Wir lassen das Fleisch weg und alles andere können Sie ja essen.« Lecker war das nicht.« Ein Mann am Nebentisch, der in Fotoalben mit Bildern aus dem Iran der 1950er blättert, ist eigentlich weder vegetarisch noch vegan. »In letzter Zeit wird in der veganen Küche viel experimentiert, interessant ist, was die Leute da raus holen«, sagt

Marek aus Polen.

»Seit drei Jahren bin ich »gjahr«-vegetarisch, und immer mehr vegan«, meint Sonja. Sie lebt seit 21

Jahren in Freiburg. Im Iran machte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester und arbeitete in einer Arztpraxis. Dann wanderte ihr Ex-Mann aus und sie folgte ihm mit dem kleinen Sohn nach Deutschland. Ihr Abschluss wurde aber nicht anerkannt. Sie arbeitete in vielen verschiedenen Jobs, kochte dann fünf Jahre im Café Einstein. Dort war ihr Ex-Mann Geschäftsführer. Jetzt ist ihr Sohn

erwachsen und studiert Business-Administration in der ISW Business School und hilft seiner Mutter ab und zu, vor allem bei den Finanzen.

Sie schafft es aber im Großen und Ganzen, das Café am Schloss allein zu führen. Das Wichtigste für sie ist Gastfreundschaft, so wie sie es von früher kennt: jede Woche volles Haus. »Ich bin so, ich kann nicht anders. Deshalb liebe ich meine Arbeit und meine Kunden. Einige sind meine Freundinnen geworden: Wir gehen oft aus: in andere Restaurants, schwimmen, spazieren, Fahrrad fahren, tanzen...«

Eine Frau mit einem großen Hund kommt zur Theke und umarmt Sonja: »Schau, ich habe dir was mitgebracht: heute früh gefaltet«, und reicht ihr einen Origami-Engel.

Ellen Gemeinhardt, die Autorin des Leserbriefs, ist auch gekommen. Seit vier Jahren, seit das Café mit dem »tolle vegetarischen Essen« in Ihrer Nähe eröffnete, kommt sie oft hierher. Inzwischen ist es für sie und andere Frauen aus der Umgebung viel mehr geworden: Sie treffen sich nach dem Yoga oder zu einem gemeinsamen Lauffreizeit, für ein Federballspiel oder einen Salsa-Abend. »Sonja zieht Menschen magisch an, sie kann Intimität aufbauen und die meisten kommen hierher, weil sie sie lieben«, sagt Ellen. Und ihre Lebensgefährtin Marion hat ins Gästebuch »Sonjas Song« geschrieben: »... Kuchen und veganes Essen werden Gäste nicht vergessen...«

■ Café am Schloss, Schwarzwaldstr. 207, Freiburg-Ebnat, Di–So, 10–19 Uhr



Dieses Café hat unsere kleine Ortschaft aufblühen lassen.

## InTipps

Heim und Flucht Orchester – der Film. Premiere und Konzert. Dokumentarischer Kurzfilm über die Arbeit der Musiker\*innen. Filmpremiere, Gespräch mit den Filmemachern, im Anschluss das Heim und Flucht Orchester live ■ Fr 10.11., 19:00, Werkraum Theater Freiburg. ■ Eintritt frei, Spenden erbeten

Schwarze Erfahrungen in Europa, Deutschland, Südwestdeutschland. Die Schauspielerinnen Nisma Bux-Cherrat spricht über Erfahrungen auf der Bühne und zwischen Buchdeckeln – und ihr Selbstverständnis als Afrodeutsche. ■ So 12.11. 18:00–20:00 ■ Der Sportler, Schauspieler und Filmproduzent Harold Bradley Jr. (Rom) und sein Sohn Oliver Bradley (Berlin), internationaler Kommunikationsberater, kommen über ihre vielfältigen Erfahrungen in den USA und Europa ins Gespräch mit dem Macher von Schwarz Rot Gold-TV, Jermain Raffington (Berlin). ■ So 19.11, 18:00-20:00 ■ Erzählcafé im Goetheinstitut, Wilhelmstraße 17 ■ www.hereandblack.org

Don Quijote. Von Michail Bulgakow, einer der großen Satiriker der russischen Literatur (nach Miguel de Cervantes). Don Quijote kämpft gegen Windmühlen und Weinschläuche, schafft sich seine Wirklichkeit, um die Welt zu sehen, wie sie sein sollte. Er scheitert – und steht doch immer wieder auf. Begleitet wird er vom treuen Sancho Pansa. Ein tragikomisches Roadmovie mit viel Musik. ■ Do 23.11., 10:00 | Fr 24.11., 10:00 | Sa 25.11., 19:00, Theater im Marienbad, Marienstraße 4 ■ Erwachsene 16/8 Euro, Kinder und Jugendliche 7 Euro, Familien 14 Euro ■ www.marienbad.org

Lesung und Gespräch: Der ukrainische Autor Jury Andruchowytch, Leipziger Buchpreis zur Europäischen Völkerverständigung und Hannah-Arendt-Preis, hat viel Zeit investiert um sich mit fremden Städten anzufreunden. In seinem Reisebrevier »Kleines Lexikon intimer Städte« verbindet er Herzengeschichten mit politischer Polemik. Die Hoffnung auf die Erneuerung der ukrainischen Gesellschaft kommt in »Euromaidan« zum Ausdruck. ■ 23.11. 20:00, E-Werk, ■ 10/7 Euro €

Revolution. Der Musiker Theodor spielt auf den Barrikaden unermüdlich Klavier und wird so zum Symbol des Widerstands. Als »Extremist« flieht er in ein Hotel in den Schweizer Alpen. Doch auch hier wird bald sein revolutionärer Geist erweckt... Eine skurril-amüsante Konfrontation von sozial und lyrisch, Würde und Konformismus. ■ Der Extremist. Jury Andruchowytch Koproduktion von resort k und dem Theater Chur ■ 24/25.11. 20:00, E-Werk ■ 14/10 Euro



Mein Blick aus dem Zugfenster heraus wandert über die grünen Hügel und die steilen Terrassen voller Weinreben. Eben erst haben wir Freiburg verlassen, der Regionalzug rattert Richtung Süden durch das Markgräflerland, und mein treues grasgrünes Freiburgrad und ich freuen uns auf eine schöne Tour. Ab Müllheim soll es über Neuenburg nach Frankreich gehen, bis Mulhouse und weiter...

Eine Familie sitzt neben mir, auch sie haben Räder dabei. Nette Menschen, keine Frage. Als ich im Freiburger Hauptbahnhof zugestiegen bin, sah die Frau mich schon kommen und hat die Türen für mich geöffnet, weil ich, mein Ross in den Armen, keine Hand frei hatte für die Öffnungstaste. Alle rücken zur Seite, damit mein zweirädriger Freund und ich einen Platz finden im Fahrradabteil.

Der Familienvater ist in Plauderlaune, wir unterhalten uns ein wenig über schöne Strecken und entdeckenswerte Winkel auf den Schwarzwaldpfaden. Die Tochter im Teenageralter ist altersgerecht mit ihrem Smartphone beschäftigt und wischt wichtige Mitteilungen von Schulkameraden und

besten Freundinnen durch die vertratschte Netzwelt. Draußen scheint die Sonne, die Kirchturmspitzen funkeln, und die Trauben saugen die goldenen Strahlen auf, um fleißig ihre Öchslegrade zu steigern.

Da steigt jemand zu uns ins Abteil. Huch – ein Migrant! Ein Mann. Ein junger Mann noch dazu. Von denen soll es doch jetzt so viele geben, heißt es. Er nimmt neben mir und der Familie Platz, zückt ebenfalls ein flaches Telefon und nimmt uns nicht weiter wahr. Wir aber ihn – denn plötzlich entweichen seinem Smartphone Töne. Musik, dem Klang nach orientalischer Herkunft, und auch sprachlich von weit her.

Nun verrät es sicher nicht die beste Kinderstube, wenn man, statt Kopfhörer zu nutzen, die Hörwelt seiner Mitmenschen mit seinen Lieblingsmelodien beschallt, keine Frage, aber die Lautstärke hielt sich dann doch noch in Grenzen. Die kulturelle Darbietung lag aber offenbar dennoch jenseits der Toleranzgrenze meiner Mitreisenden.

Was das soll, fragt ihn die erzürrte Familienmutter – soweit eine zwar etwas sehr direkte, aber nicht gänzlich unberech-

tigte Frage, dachte ich mir. Aber dann folgte Teil zwei des Satzes: »Kannst du nicht deutsche Musik hören?« Upps, was war jetzt los? Und dann legten die Drei los: »Wir sind hier in Deutschland, da kann man ja wohl auch deutsche Musik hören!« Ungemütlich, ungemütlich, ich begann auf meinem Sitz herumzurutschen, und versuchte zwei bis drei Zentimeter Abstand zu meinen neuen Bekannten zu gewinnen. »Ich bin kein Deutscher, ich höre meine Musik«, antwortete der junge Mann, blieb dabei aber ganz ruhig und entspannt. Zugleich begann es in meinem Kopf zu rattern. Was ist nochmal deutsche Musik, fragte ich mich. Deutsche Texte? Grönemeyer, Reinhard Mey, Hannes Wader, die Ärzte? Warum nicht, aber was spricht gegen die Rolling Stones, Nirvana oder die Ramones? Allerdings haben die Beatles, Charles Aznavour und Elvis auch mal auf Deutsch gesungen, war das dann deutsche Musik? Meine musikwissenschaftlichen Reflexionen werden jäh unterbrochen, und der beiläufige Kommentar der Tochter zerstört hinterrücks auch noch meinen Glauben an die Jugend, an ihren rebellischen Geist, an das Gute, an das die jungen Menschen doch glauben müssen, an ihren Wunsch nach Veränderung, an das Aufbrechen verkrusteter Strukturen, das naive, aber wunderbare Streben der nächsten Generation auf eine offene und tolerante Gesellschaft...

Kurzum, alle Hoffnungen, die ich angesichts der jüngsten trüben Wahlergebnisse auf den Nachwuchs gesetzt habe, insgeheim und still, aber sehnsuchtsvoll, und mehr noch, meinen ganzen Glauben an das Gute, das Erhabene und Schöne in der Welt, in der prachtvollen Natur, der Schöpfung, dem All, die Majestät unserer unermesslichen Milchstraße und der überwältigenden Weite des ganzen unfassbaren Universums... All dieser Glaube, liebe Leserin, lieber Leser, brach in sich zusammen, fiel, stürzte, bröselte und zerbrach, und das nicht nur wie ein Kartenhaus, nein, so himmelhohe Hoffnungen stürzten in Tiefen, dass eher Münster- und Eiffeltürme, die aus ihren wolkenhohen Höhen in Ravenna- und Wutachschluchten und tiefste Tiefen hinabkrachten, als Vergleich angemessen wären. All dies verursachte und zerstörte auf immer und ewig jene Göre im Zug mit diesem einen, entlarvenden, fürchterlichen, diesem alles vernichtenden, schrecklichen Satz: »Wartet mal, ich hab' was von Helene Fischer runtergeladen...!«

Aber Moment mal: Wurde Helene Fischer nicht als Elena Petrowna Fischer im sibirischen Krasnojarsk geboren, und zwar in einer russlanddeutschen Familie, die ursprünglich vom Schwarzen Meer kam? Irgendwie ist ja alles doch immer komplizierter, als man so denkt...

## Neulich im Regionalzug oder: Warum ich meinen Glauben an die Jugend verlor

Von Alexander Sancho-Rauschel

### Wichtige Mitteilungen

durch die vertratschte Netzwelt  
Foto(montage): kwasibanane

REFUGEEES  
Schokolade Kartoffel  
Paradies Romanze Walnuss  
Ingwer Kiosk Tacheles Tee  
WELCOME

## Eine neue Rubrik

Im dritten Reich haben sie versucht, »die deutsche Sprache von fremden Einflüssen zu reinigen« – diese Idee hält sich hartnäckig, ist aber historisch falsch. Vielmehr nutzten die Nationalsozialisten gerade Fremdwörter, um abzuschwächen und umzudeuten: Diffamieren klingt allemal besser als schlechtmachen. Dass ein solcher Purismus auch linguistisch unmöglich ist, zeigt schon das Wort selbst. Es stammt vom lateinischen *purus* und bedeutet *rein*. Schauen wir sie uns mal an, die deutsche Sprache.

Ob Brat- oder Pell-, im Knödel, im Dibelabbes oder als Auflauf, die *Kartoffel* ist aus der deutschen Küche nicht wegzudenken. Offensichtlich wurde sie aber über den italienischen *tartufo* aus der Neuen Welt zu uns importiert. Als *Grumbier* haben wir unsere Grundbirnen ins Serbokroatische *Krumpir* exportiert.

*Skifahren* ohne Norwegisch geht ebenso wenig wie *Schokolade* ohne Nahuatl, wie *Ingwer* ohne Indisch, wie *Tee* ohne Chinesisch, wie eine *Romanze* ohne Spanisch, wie *Tacheles* reden ohne jiddisch. Andersherum hat es der *Kindergarten* ebenso ins Englische geschafft wie der *Weltschmerz*. *Waldsterben* wurde aus dem Deutschen ins Französische eingebürgert. *Weltanschauung* schaffte es auf die iberische Halbinsel.

Über die Herkunft des *Bieres* indes streiten sich die Linguisten. Hat es indogermanische, lateinische oder türkische Wurzeln? Man weiß es nicht. Sicher ist jedoch, dass Alkohol eine arabische Erfindung ist. Und nicht nur das Wort: Das Wissen, wie man destilliert, ist von dort zu uns herüber geschwankt. Vielleicht sogar über ein *Trottoir*, wie der Gehsteig in Freiburg auch mal heißt. Der *Kiosk* am Straßenrand ist dabei ebenso persisch wie der SC-Schal und das *Paradies* aller Religionen. Gerade bei letzterem sollte die Herkunft auch wirklich allen gänzlich gleichgültig sein: Dort sind per definitionem alle gleich.

Als *Xenophobie* wird die Angst vor Fremden bezeichnet. Diese Angst mit einem Fremdwort zu belegen beweist, dass die deutsche Sprache Ironie und Humor gut kennt.

Viel Spaß mit der neuen Rubrik  
»Wörter mit Migrationshintergrund.«



## Wörter mit Migrationshintergrund

### Die Nuss, die aus der Fremde kam

Von Dominik Heißler

In Japan heißt sie *Pfirsich* aus dem alten China, auf Englisch *Persian Walnut*, vom Altenglischen *walnutu* (= fremde Nuss), in Russland wird sie *griechische Nuss* genannt. Sie ist also überall Ausländerin. Oder Migrantin?

Sie ist weitgereist, die *Walnuss*. In Persien hat sie Eiszeiten überwintert. Viel später gelangte die alte *persische Nuss* nach Rom, über die Seidenstraße bis nach Japan, auf dem Schiff reiste sie in die Neue Welt.

Die Römer nannten sie *Iovisglans* (= Eichel des Jupiter), des Blitze schleudern den Göttervaters. Eines Königs, eines Gottes ist sie also würdig. Und obendrein ein Beweis für seine Gunst: Zur Heirat warfen die Römer Walnüsse auf den Boden. Ein heller Klang bedeutete, dass die Ehe so glücklich würde wie die von Ehegöttin Juno und dem ewigen Fremdgänger Jupiter – herzlichen Glückwunsch!

Im Marschgepäck römischer Legionäre überwand die kleinen Kraftspender dann die Alpen, wohlschmeckend und gesund. Die Germanen schätzten sie unter der Bezeichnung *Welsche Nuss* – welsch, das steht für die romanischen Völker, vor allem Frankreich und Italien, von wo die Nuss einwanderte. Doch sie hatte noch mehr zu bieten: Schutz vor (Jupiters) Blitzen? Ein Walnusszweig über die Haustür! Fruchtbarkeit? Walnuss essen! Glück? Walnuss! Später zeigt sich gar Kirchenvater Augustinus von ihr inspiriert: Die harte Schale war ihm das Kreuz Christi, die Hülle, scharf schmeckend, weise auf seine Leiden hin. Guten Appetit!

Das dachten sich auch die katholischen Missionare, als sie im 18. Jahrhundert in die Neue Welt loszogen. Was hatten sie nämlich im Gepäck? Für die Ureinwohner Leiden und Holz: genau, walnuts. Heute liegt das größte Anbaugelände weltweit in Kalifornien.

Überall schätzen die Menschen ihren Geschmack, ihre Wirkung auf die Gesundheit oder nehmen sie gar als Omen für die Zukunft. Und doch, trotz aller Wanderschaft und Umtrieblichkeit, trotz

– oder wegen? – ihrer Ferne zur alten Heimat, laden die majestätischen Bäume stets zum Verweilen ein. Gastfreundschaft schreiben sie groß.

## Meine ersten Eindrücke von Freiburg

Eine Rubrik in Kooperation  
mit dem Goethe-Institut

### Was hat dich an Freiburg überrascht?

Ich habe noch nie so viel »Grün« gesehen. Mir fehlt hier gar nichts, Freiburg ist die perfekte Stadt für mich. Ich möchte nirgendwo anders mehr wohnen, die Leute sind so offen und es ist immer sonnig. Ilulia, Rumänien

Ich mag, dass die Stadt so klein ist. Ich komme aus einer Großstadt und das gefällt mir gar nicht. Chi Ying, Hongkong

Ich bin ins Bächle gefallen, es hat mich überrascht, dass ich jetzt eine Freiburgerin heiraten soll. Björn, Schweden

Die Radfahrer sind lebensgefährlich hier in Freiburg. Adriane, Trinidad Tobago

Die Stadt ist klein, aber trotzdem großflächig. Mich hat vor allem überrascht, dass so viele Studenten in der Mensa vegan oder vegetarisch essen. Manuele Teodoro, Spanien

Was mich überrascht hat: Die Hitze. Grace, USA

Es gibt hier so viele, billige und gute Weine. Ich kaufe hier immer so viel ein, viele Bücher auch und muss dann am Ende zu schwere Koffer zum Bahnhof tragen. Ojars, Lettland

### ... und was fehlt dir hier?

Mir fehlen Kinofilme im Original. Und das Meer. Adriane, Trinidad Tobago

Was mir fehlt, ist das Nachtleben, die jungen Leute, die feiern gehen und die Kinopreise sind zu teuer. Manuele Teodoro, Spanien

Erdnussbutter und Klimaanlage. Grace, USA





## Im Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süßbier, Denise Nashiba, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Praktikant: Dominik Heißler

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 27. Oktober 2017

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

## Wir danken

den Spender\*innen: Elenor Jacoby (München), Dorothea Wenninger

## Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende Migrant\*innen als Akteure in den Medien.

■ Ab 18€ Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.

■ Mit einer Spende ab 100€ tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.

■ Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.

Stadtkasse Freiburg  
IBAN DE55 6805  
0101 0013 3881 59  
BIC FRSPDE66XXX



# Polenta

Ein Arme-Leute-Essen von Spanien bis nach Südrussland

▲ Meine Großmutter hat Polenta traditionell in einem gusseisernen Polentakessel am offenen Kamin eine Stunde lang gekocht. Foto: Wikimedia Commons, gemeinfrei

Fausta Carli

**W**enn in der Poebene der Nebel die wärmende Sonne verdrängt, kommt auf den Tisch die gelbleuchtende Polenta.

Als *Pulmentum* gehörte ein Vorläufer der Polenta zu den Hauptnahrungsmitteln der Küche des alten Roms. Der von Cristoforo Colombo nach Europa gebrachte Mais (*granoturco* = türkisches Korn) wurde in der italienischen Küche schnell populär. Maisbrei war ein verbreitetes »Arme-Leute-Essen« von Spanien bis nach Südrussland. In Norditalien wird Polenta bis heute so gerne gegessen, dass die Süditaliener uns *Polentoni* (Polentafresser) nennen.

Einseitige Ernährung mit Polenta erzeugte die Krankheit *Pellagra*, da der Mais in Europa nicht, »wie bei den Indios üblich, in Kalkwas-

ser eingelegt worden war und somit lebenswichtige Vitamine fehlten« (sagt Wikipedia).

Häufig wird Polenta mit Parmesan, Gorgonzola, Pilzen, Kräutern oder Speck und Zwiebeln garniert. Sie können Polenta auch auskühlen lassen und in Stücke geschnitten in Olivenöl anbraten und als Beilage reichen.

Die traditionelle Zubereitung von Polenta ist einfach, aber kraftraubend.

In Norditalien wird Polenta auch heute noch auf die ursprüngliche Art zubereitet, aber inzwischen gibt es eine schnellere Alternative. In den meisten Supermärkten erhält man heute vorgegarten Polentagrieß. Die Zubereitung bleibt im Grunde die gleiche, verkürzt sich aber auf etwa eine halbe Stunde.

Meine Großmutter hat Polenta tra-

ditionell in einem gusseisernen Polentakessel am offenen Kamin eine Stunde

lang gekocht. Deshalb war meine Mutter froh, als in den 50er-Jahren der vorgekochte Maisgrieß aufkam.

### Rezept für vier arme Leute

- 400 g Pilze (Champignons, Steinpilze, Pfifferlinge)
- 100 g Pancetta affumicata oder Speck
- 4 Zweige Petersilie
- 2 Esslöffel Olivenöl
- 1 Knoblauchzehe
- Ein wenig trockener Weißwein
- Salz
- Pfeffer
- Ca. 1 Liter Wasser
- Ca. 250 g Maisgrieß
- 20 g Parmesan
- In einer Pfanne Olivenöl, Knoblauch und den gewürfelten Speck goldbraun anbraten, dann Pilze hinzufügen und ein paar Minuten weiterbraten. Mit Weißwein ablöschen. Weitere zehn Minuten köcheln lassen. Am Ende salzen, pfeffern und Petersilie hinzufügen.
- In einem hohen Topf Wasser mit Salz aufkochen. Genaue Menge von Wasser und Polentagrieß aus der Packung entnehmen. Unter ständigem Rühren mit einem Schneebesen nach und nach den Maisgrieß einrieseln lassen. Aufkochen, die Temperatur etwas zurückdrehen, mit einem herkömmlichen Rührlöffel weiter rühren und die Polenta zu einem dicken Brei, welcher sich von den Topfwänden und dem Boden langsam löst, weiterkochen. Das kann je nach Polentasorte bis zu 20 Minuten dauern.
- Anschließend die Polenta auf der ausgeschalteten Herdplatte, mit einem Deckel zugedeckt, nochmals 10 bis 15 Minuten zum völligen Ausquellen des Maisgrießes stehen lassen. Polenta auf ein Brett gießen. Auf Tellern richten und die Pilze darauf portionieren.
- **Hinweis:** Vegetarier und Veganer ersetzen den Speck durch getrocknete Tomaten oder Räuchertofu oder sie besuchen unseren InOrt auf Seite 21.

Während bei uns die Temperaturen Schon in die Eingradigkeit klettern Und in den Straßen Figuren Voll Nässe gegen Wärme wettern, Ist die Poebene nebel-sonnig gefangen, Leuchtend als wohltätige Wonne, Wo die Zypressen dunkelnd prangen Und das Land noch in wärmerer Sonne...

H. H. Karg



◀ Unsere Chefköchin zaubert

Polenta nach Oma-Art. Foto: kwasibanane